

### 3 Bilder zwischen Aussehen und Bedeutung

In diesem Kapitel möchte ich versuchen, hinreichende und notwendige Bedingungen zu finden, dafür dass etwas ein Bild ist. Ich glaube, dass dabei zwei Faktoren eine Rolle spielen, nämlich zum einen das Aussehen von Bildern, und zum anderen die Bedeutung, die Bilder für uns haben. Bilder sind Gegenstände, deren Bedeutung von ihrem Aussehen abhängt.

#### 3.1 Eine Definition von Bildern

Im ersten Kapitel habe ich gezeigt, dass Bilder so aussehen wie das, was sie abbilden. Im zweiten Kapitel habe ich gezeigt, dass dies keine hinreichende Bedingung für Bilder ist, und dass sie stattdessen als Zeichen aufgefasst werden müssen. Doch Zeichen gibt es viele, und nicht alle Zeichen sind Bilder. Um dem visuellen Charakter von Bildern Rechnung zu tragen, und um sie gegenüber nicht-bildlichen Zeichen abzugrenzen, muss man die beiden Aussagen zusammensetzen. Bilder, so werde ich argumentieren, sehen so aus wie andere Dinge *und* beziehen sich darauf. Nur beides zusammen führt zu einer Abbildung. Im Grunde entspricht meine These einer Binsenwahrheit über Bilder, dass sie nämlich für Dinge stehen, denen sie ähnlich sehen.

Doch die Schwierigkeiten liegen im Detail. Insbesondere müssen drei Fragen beantwortet werden: Was genau bedeutet es, dass Bilder so aussehen, wie das, was sie abbilden? Was bedeutet es, dass Bilder für etwas stehen? Und wie hängt Aussehen und Bezugnahme zusammen? Die ersten beiden Fragen haben wir teilweise schon beantwortet. Ich habe argumentiert, dass Bilder so ähnlich aussehen, wie die abgebildeten Dinge, und dass dies keine inhaltsleere Aussage ist. Und wir haben gesehen, dass die Beziehung zwischen Bildern und dem, was sie abbilden, als ganz normale Zeichenbeziehung aufgefasst werden kann.

Im nächsten Schritt will ich klären, wie das Aussehen von Bildern mit der Bezugnahme von Bildern verbunden ist. Ich will zeigen, dass dieser Zusammenhang durch *Regeln* gegeben ist, die für Bilder gelten, und die ein Betrachter verstehen muss. Ein Zeichen ist genau dann ein Bild, wenn es eine Regel gibt, dass Zeichen und Bezeichnetes hinsichtlich bestimmter Eigenschaften ähnlich aussehen sollen.

## **1 Willkürliche und geregelte Bezugnahme**

Manche Zeichen kann man willkürlich nennen. Bei der Erläuterung einer Fußballstrategie könnte man eine Zuckerdose verwenden, damit sie für einen bestimmten Spieler steht, aber man könnte ebenso gut den Salzstreuer oder den Aschenbecher verwenden, die ebenfalls in Reichweite sind. Dass sich gerade die Zuckerdose auf einen bestimmten Spieler bezieht, kann man willkürlich nennen.

Doch häufig orientieren wir uns bei der Wahl von Zeichen an Regeln. Man könnte z.B. die runde Zuckerdose für einen bestimmten Fußballspieler nehmen, weil dieser ebenfalls ein bisschen rundlich ist, und man könnte den dünnen Salzstreuer für einen Spieler nehmen, der eher dünn ist. Ein Gegenstand wird zu einem Zeichen, indem wir ihm etwas anderes zuordnen, und eine solche Zuordnung muss nicht willkürlich sein, sondern sie kann sich an bestimmten Regeln orientieren. In dem Fall unserer Zuckerdose orientiert man sich z.B. an der Regel, dass Zeichen und Bezeichnetes eine gemeinsame Form haben sollen.

Bei Systemen, die aus vielen Zeichen bestehen, gibt es fast immer solche Regeln. Wir lernen nicht für jedes Farbmuster einzeln, worauf es sich bezieht, sondern wir lernen die allgemeine Regel, dass ein Farbmuster sich auf Gegenstände der jeweils gleichen Farbe bezieht. Und für alle Wegweiser gilt die Regel, dass sie gerade in die Richtung zeigen (d.h. die Richtung bezeichnen), nach der sie tatsächlich ausgerichtet sind.

Regeln sind normativ, d.h. sie geben vor, wie Dinge zusammenhängen *sollen*. Es ist ja nicht so, dass die Zuckerdose und der Fußballspieler zufälligerweise beide rundlich sind, so wie sie vielleicht zufälligerweise beide aus Deutschland stammen, ohne dass wir davon wissen. Die Zuckerdose *soll* die gleiche Form haben, und ein Farbmuster *soll* sich auf Gegenstände der gleichen Farbe beziehen. Eine Regel ist etwas, woran man sich *orientiert* oder sich danach *richtet*, und in unserem Falle richtet man sich bei der Zuordnung zwischen Zeichen und Bezeichnetem nach einer solchen Regel. Die Zuckerdose und der Fußballspieler, auf den sie sich bezieht, *sollen* die gleiche Form haben, weil man sich bei der Auswahl des Zeichens (bzw. des bezeichneten Fußballspielers) am Prinzip einer gemeinsamen Form orientiert.

Neben einer Bezugnahme, die ein Zeichen *de facto* hat, kann es also *normative* Regeln geben, die einen bestimmten Zusammenhang von Zeichen und Bezeichneten fordern. Beides, also die Bezugnahme und die Regel, können recht unabhängig

voneinander sein. Die runde Zuckerdose kann sich z.B. zufällig auf einen rundlichen Fußballspieler beziehen, ohne dass man sich bei der Zuordnung an einer Regel orientierte. Und umgekehrt kann es Regeln geben, die bestimmte Bedingungen für die Bezugnahme eines Zeichens vorschreiben, ohne dass die Bezugnahme des Zeichens dem tatsächlich entspricht. Was gemäß einer Regel gelten soll, muss ja nicht tatsächlich gelten. Es könnte sich z.B. herausstellen, dass der Spieler, auf den sich unsere Zuckerdose bezieht, kurzfristig abgenommen hat und gar nicht mehr rundlich genannt werden kann. Die rundliche Zuckerdose steht also für einen dünnen Fußballspieler, obwohl eigentlich die Regel gilt, dass die beiden eine gemeinsame Form haben sollen. Es kann also Regeln geben, die für ein Zeichen gelten, ohne dass sie erfüllt werden (und das wird später im Zusammenhang von Fehlrepräsentationen wichtig sein).

Viele der Regeln, die für die Zuordnung zwischen Zeichen und Bezeichnetem gelten, bauen nun auf vorhandenen Relationen auf. Die Zuordnung zwischen Zeichen und Bezeichnetem richtet sich dann nach anderen Beziehungen, die es auf der Welt gibt. Als Zeichen für einen Handwerker einer bestimmten Berufsgruppe könnte man z.B. das jeweilige Werkzeug nehmen, das er typischerweise verwendet. Die Kelle steht dann für einen Maurer, die Schere für einen Schneider und der Hobel für einen Tischler. Die Zuordnung zwischen dem Zeichen und dem entsprechenden Handwerker, richtet sich also nach der Regel, dass die beiden in der Relation „X ist ein typisches Werkzeug für Y“ zueinander stehen sollen. Wenn jemand glaubt, die Schere stehe für einen Maurer, der hat dann nicht nur missverstanden, worauf sich die Schere de facto bezieht, sondern er hat wahrscheinlich auch diese Regel nicht verstanden. Die Regel verknüpft also zwei Relationen miteinander: Erstens die Zeichenrelation zwischen dem Werkzeug und einem bestimmten Handwerker („X bezieht sich auf Y“) und zweitens die Relation der „typischen Verwendung“ zwischen dem Werkzeug und einem Handwerker („X ist typisches Werkzeug für Y“). Die Bezugnahme orientiert sich an der Relation der „typischen Verwendung“. Solche Relationen, nach denen sich die Bezugnahme von bestimmten Zeichen richtet, werde ich „zu Grunde liegende Relation“ nennen. Eine Beziehung ist also genau dann eine zu Grunde liegende Relation, wenn es eine Regel gibt, die diese Relation mit der Zeichenbeziehung verbindet. Bei Farbmustern, die sich auf Vorhänge einer bestimmten Farbe beziehen, ist die zu Grunde liegende Relation dann die gemeinsame Farbe. Es gilt die Regel, dass das Muster und der Vorhang, auf den es sich bezieht, die gleiche Farbe haben sollen.

Die Zeichenbeziehung darf man natürlich nicht mit der zu Grunde liegenden Relation *gleichsetzen*. Eine gemeinsame Farbe zu haben, ist nicht das *gleiche*, wie sich auf etwas zu beziehen. Zwei Dinge können ja beide rot sein, ohne Zeichen zu sein. „X bezieht sich auf Y“ ist also eine *andere* Relation, als „X hat die gleiche Farbe wie Y“, auch wenn die zweite Relation der ersten manchmal zu Grunde liegt. Ein rotes Farbmuster kann für einen roten Vorhang stehen, *weil* es selbst rot ist, und eine Schere kann für einen Schneider stehen, *weil* sie typischerweise von einem Schneider verwendet wird, denn es gibt jeweils eine Regel, mit der man diesen Zusammenhang begründen kann. Aber das bedeutet nicht, dass die beiden Relationen, die durch diese Regel verbunden sind, zusammenfallen müssen.

In vielen Fällen wird die Bezugnahme eines Zeichens durch eine zu Grunde liegende Relation auch gar nicht eindeutig festgelegt. D.h., wenn man eine bestimmte Regel kennt, die für ein Zeichen gilt, dann bedeutet das meistens noch nicht, dass man auch weiß, worauf es sich genau bezieht. Das gilt insbesondere für Ähnlichkeit als zu Grunde liegender Relation, d.h. für Zeichen, bei denen sich die Zeichenbeziehung an Ähnlichkeiten orientiert. Wer die rundliche Zuckerdose als Zeichen für einen rundlichen Fußballspieler verwendet, weil beide ähnlich sein sollen, der muss nicht annehmen, dass es nur einen einzigen rundlichen Fußballspieler gibt, dem die Zuckerdose ähnelt. Wenn man also die Regel kennt, dass die beiden sich hinsichtlich ihrer Form ähneln sollen, dann kann man angesichts der Zuckerdose folgern, dass er für einen dicklichen Fußballspieler steht, aber man kann nicht folgern, um welchen es sich genau handelt. Es kann also Regeln geben, die bestimmte gemeinsame Eigenschaften von Zeichen und Bezeichnetem fordern, ohne dass dadurch die Bezugnahme genauer festgelegt wird.

## **2 Ähnlichkeit als Grundlage von Bezugnahme**

Warum sind solche Regeln, nach denen sich Zeichenrelationen richten, für unsere Diskussion um Bilder interessant? Ich möchte zeigen, dass für Bilder die Regel gilt, dass sie so ähnlich aussehen sollen, wie das, was sie abbilden, bzw. worauf sie sich beziehen. Bilder sind Zeichen, denen ein ähnliches Aussehen zu Grunde liegt, könnte man auch sagen.

Aber wie kann Ähnlichkeit überhaupt eine zu Grunde liegende Relation sein? Denn dafür scheint sie besonders schlecht geeignet zu sein. Wir erinnern uns daran, dass zwischen zwei beliebigen Gegenständen *in irgendeiner Hinsicht* immer eine

Ähnlichkeit gefunden werden kann. Daher scheint es auch keine vernünftige Regel geben zu können, die fordert, dass Zeichen und Bezeichnetes einander ähnlich sein sollen. Die Regel „X und das, worauf sich X bezieht, sollen ähnlich sein“, scheint also eine leere oder zumindest unbestimmte Regel zu sein, weil sie immer erfüllt ist. Doch schon im 2. Kapitel haben wir gesehen, dass Aussagen über Ähnlichkeiten sich immer auf spezifische Eigenschaften beziehen, hinsichtlich derer die Ähnlichkeit gelten soll. „A ähnelt B“ bedeutet immer „A ähnelt B hinsichtlich einer gemeinsamen Eigenschaft F“. Das gilt auch für Zeichen, die sie sich an einer Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem orientieren. Bei der Zuckerdose geht es z.B. um eine Ähnlichkeit hinsichtlich einer bestimmten Formeigenschaft, nämlich der Eigenschaft rundlich zu sein. Diese Eigenschaft könnte sogar explizit erwähnt werden: „Ich nehme für Spieler X die Zuckerdose, weil beide ein bisschen rundlich sind.“ könnte man zur Erklärung sagen. Für die Zuckerdose gilt also nicht die unbestimmte Regel, dass sie auf *irgendeine* Weise dem Fußballspieler ähneln soll, sondern es gilt die Regel, dass er hinsichtlich einer ganz bestimmten Eigenschaft ähneln soll. Das gleiche gilt ja auch z.B. für Farbmuster. Ein rotes Farbmuster soll *hinsichtlich der roten Farbe* dem bezeichneten Vorhang ähneln, und nicht etwa hinsichtlich anderer Eigenschaften, wie etwa seiner quadratischen Form. Ähnlichkeit ist ein Begriff, der hinsichtlich bestimmter Eigenschaft spezifiziert werden muss. Und wenn sich die Bezugnahme eines Zeichens an Ähnlichkeit orientiert, dann gibt es eine Regel, die ganz bestimmte gemeinsame Eigenschaften von Zeichen und Bezeichnetem fordert.

Zeichen orientieren sich sehr häufig an Ähnlichkeiten zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Mit einer eleganten Handbewegung kann man sich auf eine elegante Person beziehen, Warenmuster beziehen sich auf Waren mit den gleichen Eigenschaften, und ein Amulett in Form eines Kreuzes steht für Jesus am Kreuz.

Auch figurative Skulpturen sind ein Beispiel für Zeichen, die Ähnlichkeiten mit dem Bezeichneten haben sollen. Die griechische Skulptur eines Diskuswerfers steht für oder bezieht sich auf einen Diskuswerfer, kann man ja sagen. Aber sie tut das nicht willkürlich. Es ist nicht so, dass sie sich genauso gut auf einen Baum beziehen könnte. Es gilt nämlich die Regel, dass sie sich auf etwas beziehen soll, was in bestimmter Hinsicht so ähnlich aussehen soll, wie sie selbst. Zumindest verstehen wir figurative Skulpturen auf diese Weise, und rechtfertigen unsere Vermutungen, wofür sie stehen, in Hinblick auf solche Regeln. *Weil* die Skulptur selbst lang und dünn ist, bezieht sie sich

auf eine lange und dünne Person, kann man sagen. Und *weil* die Skulptur die Form eines Menschen besitzt, bezieht sie sich auf etwas, das die Form eines Menschen besitzt.<sup>160</sup>

Die Eigenschaften, um die es dabei geht, betreffen vor allem eine gemeinsame Form. Der Diskuswerfer, auf den sich die Skulptur bezieht, soll in bestimmter Hinsicht also die gleiche Form haben, wie die Skulptur, oder man könnte auch umgekehrt sagen, die Skulptur soll die gleiche Form haben, wie der Diskuswerfer. Für andere Eigenschaften der Skulptur gibt es keine solche Regel. Farblich gesehen ähnelt die Skulptur z.B. einem schneeweißen Menschen, aber in *dieser* Hinsicht soll die Skulptur nicht so aussehen wie das, wofür sie steht. Das gleiche gilt für das Gewicht der Skulptur, ihre Beweglichkeit oder ihr Alter. Eine griechische Skulptur soll hinsichtlich ihrer Form so aussehen, wie das worauf sie sich bezieht, aber für ihre Farbe, ihr Gewicht oder Alter, gilt das nicht. Wir verstehen eine griechische Skulptur also so, dass wir bestimmte Regeln als gegeben annehmen, die hinsichtlich bestimmter Eigenschaften eine Ähnlichkeit fordern. Welche Eigenschaften das genau sind, hängt stark von dem jeweiligen Kontext ab, in dem die Skulptur geschaffen wurde und verstanden wird. Manchmal spielen z.B. Farben eine Rolle, manchmal nicht. Auch sind nicht *alle* Formeigenschaften einer Skulptur relevant. Vielleicht sind im Laufe der Jahre die Arme abgebrochen oder die Nase. Die Skulptur ähnelt dann in ihrer Form einem Menschen ohne Arme oder Nase. Aber in dieser Hinsicht gilt nicht, dass die Skulptur so aussehen soll, wie das, worauf sie sich bezieht. Wer glaubt, die Skulptur solle sich auf eine Person mit fehlenden Armen oder abgebrochener Nase beziehen, der hat die Skulptur falsch verstanden, d.h. er hat die Regeln falsch verstanden, die für diese Skulptur gelten. Bei Skulptur gibt es nun ein ganzes Netz von solchen Regeln, das historisch gewachsen ist, und von den Intentionen des Künstlers ebenso geprägt ist, wie von Konventionen, Verwendungsweisen und vielem mehr. Unser Verständnis von Skulpturen hängt zu einem großen Teil davon ab, diese Regeln zu kennen.

Anstatt zu sagen, dass sich die griechische Skulptur auf einen Menschen *bezieht*, oder *für ihn steht*, hätte man nun auch sagen können, dass sie ihn *abbildet* oder *darstellt*. Eine (figurative) Skulptur, die einen Menschen darstellt, ähnelt also nicht nur einem

---

<sup>160</sup> Doch wir dürfen darüber nicht vergessen, dass die Bedingung einer Ähnlichkeit die Bezugnahme nicht festlegt. Nicht nur Menschen haben die Form eines Menschen, sondern auch Roboter oder andere Skulpturen. Dass die Skulptur sich auf einen Menschen bezieht, wird durch die Regel hinsichtlich einer gemeinsamen *Form* mit einem Menschen also nicht festgelegt.

Menschen, sondern sie soll ihm auch ähneln. Es gibt eine Regel, dass sie in bestimmter Hinsicht gemeinsame Formeigenschaften mit dem dargestellten Menschen haben soll. Ist (figurative) Darstellung vielleicht nichts anderes, als Bezugnahme, der eine Ähnlichkeit zu Grunde liegt? Ich glaube, dass diese Idee richtig ist, und zwar nicht nur in Hinblick auf Skulpturen, sondern vor allem auch in Hinblick auf Bilder, wie ich im folgenden Abschnitt zeigen will. Das, was Bilder darstellen, bzw. das, sie abbilden, darauf beziehen sie sich, und es gilt die Regel, dass sie so ähnlich aussehen sollen.

### **3 Abbildung ist Bezugnahme durch Ähnlichkeit**

Eine Skizze, die jemand vom Alexanderturm in Berlin malt, sieht meistens auch so aus, wie der Alexanderturm in Berlin. Die Skizze besteht aus Farbstrukturen, mit Eigenschaften, die auch der Alexanderturm besitzt, oder genauer gesagt, sehen die Farbstrukturen so aus, als hätten sie solche Eigenschaften. Hauptsächlich geht es dabei um Eigenschaften der Form. Fast jede Zeichnung des Alex, das gilt auch für die schlechtesten, enthält z.B. eine langgezogene Form mit einem runden Aufsatz im oberen Drittel – die typische Form des Alexanderturmes.

Solch ein ähnliches Aussehen macht eine Farbstruktur jedoch noch nicht zu einem Bild, wie wir gesehen haben. Farbstrukturen in dieser Form könnten auch etwas anderes abbilden, z.B. eine aufgespießte Orange, oder gar nichts abbilden. Bilder sind nicht nur etwas, das so aussieht wie etwas anderes, sondern sie beziehen sich auch darauf. Wenn die Zeichnung den Alex abbildet, dann bezieht sie sich auf den Alex, und wenn sie eine Orange abbildet, so bezieht sie sich stattdessen auf eine Orange. In beiden Fällen sieht sie dabei so aus wie der Alex *und* wie eine aufgespießte Orange.

Aber Bezugnahme zusammen mit Ähnlichkeit führt noch nicht dazu, dass etwas Bestimmtes abgebildet ist. Unsere Farbstruktur könnte ja auch das Schriftzeichen einer fremden Sprache sein, das „der höchste Turm von Berlin“ bedeutet, und die Ähnlichkeiten mit dem Alex nur *zufällig* hat. Die Zeichnung würde sich dann auf den Alexanderturm von Berlin beziehen, hätte auch Ähnlichkeiten mit diesem, aber wäre kein Bild davon.<sup>161</sup> Die Bezugnahme ist hier von der Ähnlichkeit unabhängig. Wenn etwas abgebildet ist, dann scheint es dagegen einen Zusammenhang zwischen den beiden zu geben: Wenn der Alexanderturm abgebildet ist, dann bezieht sich die

---

<sup>161</sup> Für ein ähnliches Beispiel siehe Goodman, *Seven Strictures on Similarity*, S.19.

Zeichnung auf den Alexanderturm, unter anderem *weil* sie so ähnlich aussieht wie dieser, will man sagen.

Ich glaube, dass der genaue Zusammenhang durch eine Regel gegeben wird, von der Art wie wir sie im letzten Abschnitt kennen gelernt haben. Die Zeichnung sieht nicht zufällig so ähnlich aus wie der Alexanderturm, auf den sie sich bezieht, sondern die beiden *sollen* ähnlich aussehen. Genauer gesagt sollen sie hinsichtlich bestimmter Formeigenschaften ähnlich aussehen. Das ist bei unserem Bild von dem Alexanderturm ganz offenbar auch der Fall. Denn der Maler *versucht* ein ähnliches Aussehen zu erreichen. Er weiß ja, dass ein Bild diese Ähnlichkeiten haben muss, um nicht als gescheitert betrachtet zu werden. Er hat also das Ziel, dass das Bild in bestimmter Hinsicht so aussieht, wie der Alex. Wenn ein Bild aber mit dem Ziel einer Ähnlichkeit hergestellt wurde, dann kann man auch sagen, dass diese Ähnlichkeit bestehen *soll*. Aus der Intention des Malers, ein *Bild* zu malen, also etwas zu malen, das Ähnlichkeiten mit dem Abgebildeten aufweist, folgt also, dass das Bild so ähnlich aussehen soll, wie das, was darauf abgebildet ist. Es gilt also eine Regel, dass eine Ähnlichkeit hinsichtlich bestimmter Eigenschaften bestehen soll. Dieser normative Zusammenhang ist dafür, dass etwas ein Bild ist, fast wichtiger, als die tatsächlich erreichte Ähnlichkeit. Im Extremfall würde für das Bild des Alexanderturmes schon ein Strich auf einem Papier genügen. Der Maler könnte behaupten, dass er versucht habe, die längliche Form des Turms einzufangen. Es handelt sich dann vielleicht um ein uninteressantes oder minimalistisches Bild, aber trotzdem um ein Bild des Alexanderturms, weil es in bestimmter Hinsicht so aussieht wie dieser, und auch so aussehen soll.

Auch der Betrachter des Bildes richtet sich nach der Regel, dass Bild und Abgebildetes Ähnlichkeiten haben sollen. Zum einen dient Ähnlichkeit oft als Anhaltspunkt, um zu erkennen, was überhaupt abgebildet ist. „Es ist wahrscheinlich der Alex abgebildet, weil diese Form so ähnlich aussieht wie der Alex“, könnte man sagen. Und jemand könnte einwenden: „Es kann auch eine aufgespießte Orange abgebildet sein, weil die ebenfalls so aussieht“. Als Betrachter ist man also gewohnt, Rückschlüsse von dem Aussehen des Bildes auf das Aussehen des abgebildeten Gegenstandes zu machen. Und es ist dabei selbstverständlich, dass dies nur hinsichtlich ganz bestimmter Eigenschaften gilt. Wer glaubt, es müsse ein grüner Gegenstand abgebildet sein, weil die Skizze des Alexanderturms mit grüner Farbe gemalt wurde, der hat das Bild nicht

richtig verstanden. Er hat nicht richtig verstanden, in welcher Hinsicht das Bild so aussehen soll, wie der abgebildete Gegenstand, also welche Regeln dafür gelten.

Das Verstehen eines Bildes ist also durch das Verstehen der Regeln geprägt, die ein gemeinsames Aussehen fordern. Damit man ein Bild überhaupt *als Bild* versteht, reicht es ja nicht aus, dass man weiß, oder erkennt, worauf es sich bezieht, sondern man muss zusätzlich verstehen, welche Ähnlichkeit zwischen Bild und Abgebildetem bestehen *soll*. Man hat eine längliche Form auf einem Stück Papier noch nicht als Bild des Alexanderturms verstanden, wenn man weiß, dass sie sich darauf bezieht. Vielleicht hält man es ja für ein sprachliches Symbol, oder man glaubt, dass es sich auf den Alex bezieht, weil es oben auf dem Turm gemalt wurde. Die *faktische* Ähnlichkeit zwischen Bild und Alex könnte man dabei sogar bemerkt haben. Aber *als Bild* des Alexanderturms versteht man es erst dann, wenn man verstanden hat, dass die gemalte Form so ähnlich aussehen *soll* wie der Turm.

Regeln, die ein ähnliches Aussehen von Bild und Abgebildetem fordern, kann man als bessere Alternative zur „kontinuierlichen Korrelation“ auffassen, die wir im letzten Kapitel bei Goodman kennen gelernt haben. Beides sind Zusatzbedingungen, um Bilder von anderen Zeichen abzugrenzen. Kontinuierliche Korrelation schreibt vor, dass kleine Veränderungen des Bildes immer mit kleinen Veränderungen im Denotat verbunden sein sollen. Aber wie wir gesehen haben, gilt dieses Prinzip für viele Bilder nicht, weil wir auch eine diskontinuierliche Formensprache verwenden können. Kleine Veränderungen auf dem Bild können mit großen oder gar keine Veränderungen im Abgebildeten „korreliert“ sein. Zudem reicht das Prinzip der kontinuierlichen Korrelation nicht aus, den visuellen Charakter von Bildern zu fassen, also zu erklären, warum Bilder vor allem Dinge abbilden, die sichtbar sind.

Die Bedingung, dass Bezugnahme bei Bildern sich an einem ähnlichen Aussehen orientieren muss, hat diese Probleme nicht. Erstens erklärt sie, weshalb Bilder nur sichtbare Dinge abbilden können, denn es wird ja ein gemeinsames *Aussehen* gefordert. Außerdem wird dadurch die Möglichkeit einer diskontinuierlichen Formensprache erklärt. Die Ähnlichkeiten, auf die es bei einem Bild ankommt, können ja diskontinuierlich sein. Vielleicht sollen bei kubistischen Werken, das Bild und das Abgebildete sich nur hinsichtlich einfacher geometrischer Formen ähneln. Kleine Veränderungen auf dem Bild oder bei dem Abgebildeten wären dann irrelevant, so lange sie unter einen bestimmten „erlaubten“ Formbegriff fallen. Alles, was entfernt so

aussieht, wie ein Würfel, wird auch als Würfel gemalt, und ein gemalter Würfel kann für alles stehen, das entfernt so aussieht, wie ein Würfel. Einen kontinuierlichen Zusammenhang zwischen Bild und Abgebildeten gibt es dabei nicht.

Die Bedingung der Ähnlichkeit gilt auch für die Mal-Schemata, die sich in der Geschichte der Kunst finden lassen. Stilisierte ägyptische Figuren haben bestimmte Ähnlichkeiten mit Menschen und sie sollen diese Ähnlichkeiten auch haben. Und auch der Faltenwurf auf gotischen Gemälden ähnelt in vieler Hinsicht den Falten eines Mantels, und soll ihnen ähneln, auch wenn er hauptsächlich als Ornament zu verstehen ist. Mal-Schemata sind meist konventionalisierte Vereinfachungen oder Stilisierungen der Formen abgebildeter Dinge, und dadurch haben sie ganz offensichtliche Ähnlichkeiten mit diesen Dingen. Trotzdem werden Mal-Schemata oft als Problem für eine geforderte Ähnlichkeit zwischen Bild und Abgebildetem gesehen.<sup>162</sup> Dieser Eindruck entsteht vor allem deshalb, weil das vorrangige Ziel solcher Malweisen keine Ähnlichkeit zu sein scheint. Wer ein Gesicht als Punkt-Punkt-Komma-Strich malt, der scheint sich nicht um Ähnlichkeiten zu kümmern, sondern folgt einfach einer Malanweisung, von der er weiß, dass sie zu dem Bild eines Gesichtes führt. Es ist eher eine „Übersetzung“ in eine Bildsprache als ein Herstellen von Ähnlichkeiten. Gombrich zeigt sogar an verschiedenen Beispielen, wie sich fehlerhafte Darstellungen, z.B. eines Nashorns, über Jahrhunderte durchgesetzt haben, einfach weil das Ziel solcher Bilder gar nicht darin bestand, eine Ähnlichkeit mit einem Nashorn zu erreichen, sondern lediglich erkennbar zu machen, dass ein Nashorn gemeint ist. Und dafür eignet sich die fehlerhafte aber bekannte Darstellung viel besser, als jede andere. In vielen Fällen ist das Ziel solcher Schemata auch ästhetischer Natur. Man will das Bild einfach schön aussehen lassen, wobei individuelle Eigenschaften des abgebildeten Gegenstandes vernachlässigt werden. Hinsichtlich dieser vernachlässigten Eigenschaften haben solche Bilder dann tatsächlich wenig Ähnlichkeiten mit den abgebildeten Dingen. Doch all diese Beispiele berücksichtigen nicht, dass Mal-Schemata trotzdem die Herstellung eines *Bildes* zum Ziel haben. Es wird nicht irgendeine ästhetische oder tradierte Form gemalt, die nur symbolisch für etwas stehen soll, sondern es soll etwas bildlich dargestellt werden. Und dazu muss in bestimmter Hinsicht eine Ähnlichkeit vorhanden sein, und auch gewollt sein. Und das ist ja auch der Fall. Das historische Nashornbild mag aus zoologischer Perspektive ein schlechtes Bild eines Nashorns sein, aber es sieht

---

<sup>162</sup> Siehe Gombrich, *Art and Illusion*, S. 126ff.

einem Nashorn trotzdem recht ähnlich – ähnlicher z.B. als eine Kinderzeichnung, die ja auch ein Bild davon sein kann. Das gleiche gilt für ägyptische Figuren oder Strichgesichter. Die Ähnlichkeit mit einem Menschen und die Ähnlichkeit mit einem Gesicht ist unübersehbar und sicherlich gewollt. Dass ein ähnliches Aussehen sicherlich nicht das einzige und häufig auch nicht das wichtigste Ziel von Bildern ist, ändert daran nichts.

Bilder sehen so aus, wie die Dinge, die sie abbilden, und sie sollen auch so aussehen, habe ich versucht zu zeigen. Aber ist das auch eine *hinreichende* Bedingung dafür, dass etwas ein Bild ist? Ist jeder Gegenstand ein Bild, wenn er sich auf etwas bezieht, und es eine Regel gibt, dass beide ähnlich aussehen sollen?

Ich glaube, dass dies der Fall ist, wenn zwei zusätzliche Einschränkungen gemacht werden: Bildliche Darstellung ist eine Darstellungsweise, die mit *Formen und Farben auf einer Fläche* arbeitet. Um ein Bild zu sein, muss etwas also erstens hinsichtlich seiner *Formen und Farben* so ähnlich aussehen, wie das worauf es sich bezieht, und zweitens muss es flach sein. Ein Gegenstand, für den diese Bedingungen nicht erfüllt sind, ist auch nicht unbedingt ein Bild. Ein extravagantes Auto soll z.B. manchmal für eine extravagante Person stehen. Hinsichtlich seiner Extravaganz besteht also eine Ähnlichkeit zwischen Auto und Besitzer, und das soll auch so sein. Aber das Auto ist kein Bild seines Besitzers, zumindest nicht in einem gewöhnlichen Sinne von Bild. Es sieht nämlich hinsichtlich seiner Form und Farbe nicht so aus, wie sein Besitzer und soll auch nicht so aussehen (und flach ist es auch nicht).

Auch Skulpturen sind daher keine Bilder, auch wenn sie eng mit ihnen verwandt sind. Michelangelos „David“ soll zwar hinsichtlich seiner Form so aussehen wie David, auf den es sich bezieht, aber es ist kein Bild von David. Bilder sind Flächen, die so ähnlich aussehen sollen wie das, was sie abbilden oder darstellen, während Skulpturen räumliche Gegenstände sind, die so ähnlich aussehen sollen wie das, was sie „abbilden“ oder darstellen. Bilder sind also flach und Skulpturen sind räumlich, kann man vereinfachend sagen, und Reliefs bilden dann eine Zwischenposition. Die Unterscheidung zwischen Bildern und Skulpturen liegt *nicht* darin, dass Bilder im Gegensatz zu Skulpturen eine Art visuelle „Illusion“ erschaffen. Zwar können perspektivische Bilder räumlich aussehen, ohne selbst räumlich zu sein. Aber nicht alle Bilder tun das. Ein Strichmännchen ist nicht illusionistischer als eine Skulptur und ist

trotzdem ein Bild. Auch gibt es „illusionistische“ Effekte bei Skulpturen. In der griechischen Antike war es z.B. üblich, Figuren, die auf einer Säule stehen, so zu verzerren, dass sie von unten betrachtet unverzerrt erscheinen und die Illusion eines wohlproportionierten Körpers erzeugen.

Meine „Definition“ im Sinne einer Begriffsbestimmung von Bildern lautet also folgendermaßen: X ist genau dann ein Bild, auf dem Y abgebildet ist, wenn gilt:

- X ist flach.
- X bezieht sich auf oder steht für Y.
- X ist so gestaltet, dass Farbstrukturen darauf so ähnlich aussehen und so ähnlich aussehen sollen wie Y, und zwar hinsichtlich Eigenschaften ihrer Form und Farbe.

Im folgenden Kapitel möchte ich mögliche Einwände gegen diese Definition untersuchen.

#### **4 Einwände und Grenzfälle**

Ein naheliegender Einwand gegen diese Definition betrifft natürlich wieder die geforderte Ähnlichkeit im Aussehen. Ist ein schlechtes Portrait von Napoleon nicht immer noch eine Abbildung von Napoleon, auch wenn es ganz und gar unähnlich aussieht? Doch diesem Einwand sind wir schon ein paar Male begegnet und immer war die Antwort die gleiche: Erstens müssen auch schlechte Bilder hinsichtlich *mancher* Eigenschaften so ähnlich aussehen, wie das, was sie abbilden. Die Farbstrukturen auf einem schlechten Napoleon-Bild müssen z.B. zumindest entfernt so aussehen wie ein Mensch. Tun sie das nicht, so kann man vielleicht weiterhin sagen, dass sie sich auf Napoleon beziehen, aber man könnte nicht sagen, dass er darauf abgebildet ist. Zweitens ist ein ähnliches Aussehen bei Bildern immer auf bestimmte Eigenschaften spezifiziert, hinsichtlich derer die Ähnlichkeit vorhanden sein soll. Es geht bei Bildern nicht um irgendwelche augenscheinlichen Ähnlichkeiten oder Unähnlichkeiten, sondern es geht um solche gemeinsame Eigenschaften, die bei dem Bild „gemeint“ sind. D.h. um diejenigen Eigenschaften, hinsichtlich derer ein abgebildeter Gegenstand so aussehen *soll* wie das Bild. Auch extrem verzerrte Bilder sind daher keine Gegenbeispiele für die These. Bei misslungenen Figuren ist eine Verzerrung vom Künstler ja gerade *nicht* beabsichtigt. Die Verzerrung *soll* also nicht relevant sein für den abgebildeten Gegenstand. Es gilt *nicht* die Regel, dass sich die Skulptur auf etwas beziehen soll, was ebenso verzerrt ist. Wer das nicht versteht, der hat die Skulptur falsch

verstanden. Gleichzeitig ähnelt eine sehr verzerrte oder stilisiert gemalte Figur in *mancher* Hinsicht noch immer einem Menschen. Die verzerrte Form eines Körpers ist eben in bestimmter Hinsicht noch immer die Form eines Körpers, die man erkennen kann. Und in *dieser* sprachlich schwer zu beschreibenden Hinsicht, in der es sich noch immer um die Form eines menschlichen Körpers handelt, ähneln sich Bild und Abgebildetes. Nicht die Verzerrung macht die Zeichnung zu dem Bild eines Menschen, sondern die gemeinsamen Eigenschaften mit einem Menschen, die das Bild trotz der Verzerrung hat und haben soll.

Für Bilder gelten wie für Skulpturen also Regeln, die festlegen hinsichtlich welcher Eigenschaften das Bild so aussehen soll, wie der abgebildete Gegenstand. Diese Regeln sind historisch geprägt und häufig erst durch viel Erfahrung im Umgang mit Bildern zu verstehen. Wenn man nicht richtig versteht, in welcher Hinsicht Schwarz-Weiß-Bilder, expressionistische Bilder oder Modezeichnungen den abgebildeten Gegenstand ähneln sollen und in welcher Hinsicht nicht, dann hat man das ganze Bild nicht richtig verstanden. Solche Regeln, die ein gemeinsames Aussehen mit dem abgebildeten Gegenstand vorschreiben, sind natürlich nicht die einzigen Regeln, die für Bilder und die abgebildeten Dinge gelten. Auch die anderen Eigenschaften eines Bildes, die mit einem solchen ähnlichen Aussehen nichts zu tun haben, sind ja nicht unbedingt zufällig oder misslungen. Auch eine Verzerrung oder eine „falsche“ Farbe auf einem Bild kann ja gewollt sein und etwas über den abgebildeten Gegenstand aussagen. Eine rote Figur auf einem expressionistischen Gemälde soll sich z.B. manchmal auf einen aggressiven Menschen beziehen, *weil* sie in rot gemalt wurde. Es gilt dann die Regel, dass rote Farbstrukturen sich auf aggressive Dinge beziehen sollen. Wer das nicht versteht, hat das Bild in dieser Hinsicht ebenfalls falsch verstanden.

Dadurch wird auch der Unterschied klarer, zwischen figurativen Bildern, auf die ich mich hier beschränke, und anderen „Bildern“, wie abstrakte Zeichnungen oder konstruktivistische Darstellungen. Was solche „Bilder“ darstellen, richtet sich nicht nach einem ähnlichen Aussehen, sondern nach anderen Zusammenhängen oder Regeln. Das schwarze Quadrat von Malevic<sup>163</sup> soll in *keiner* Hinsicht so ähnlich aussehen wie das, worauf es sich bezieht, und daher ist es auch kein Bild in meinem Sinne. Trotzdem kann es sich natürlich auf etwas beziehen und auch etwas darstellen, was vielleicht

---

<sup>163</sup> Kasimir Malevic, Schwarzes Quadrat, 1912, St. Petersburg, Russisches Museum.

durch Assoziationen oder andere Zusammenhänge mit den Farbstrukturen auf dem Bild verbunden ist.<sup>164</sup>

Meine „Definition“ von Bildern ist daher zugleich eine Abgrenzung gegenüber anderen Darstellungen. Ein Bild in meinem Sinne bezieht sich zumindest *auch* durch Ähnlichkeit auf das Abgebildete. Für viele Darstellungen in der Kunst des 20. und 21. gilt das nicht. Ich glaube jedoch, dass mit figurativen Bildern ein Kernbereich von dem gefasst wird, was wir in unserem Alltag Bilder nennen. Zumindest umfasst es fast alle Bilder, mit denen wir alltäglich zu tun haben, wie Fotografien, Skizzen, Grafiken, etc. Der Begriff des Bildes wurde und wird in der Geschichte allerdings immer wieder neu definiert und über seine Ränder hinweg ausgedehnt. Es gibt nicht *einen* Bild-Begriff, sondern eher eine Wittgensteinsche „Familie“ von Begriffen mit Überschneidungen und Unterschieden. Mein Ziel besteht also nicht darin, all diese Möglichkeiten auszuloten, sondern zu zeigen, dass in einem Kernbereich von Bildern bestimmte Regeln der Ähnlichkeit gelten und zu zeigen, wie diese Regeln funktionieren.

Ich möchte mich nun den Grenzfällen eines solchen Bildbegriffes zuwenden. Grenzfälle von Bildern sind Grenzfälle von ähnlichem Aussehen, Grenzfälle von Bezugnahme und Grenzfälle von dem Zusammenhang zwischen den beiden.

Grenzfälle von ähnlichem Aussehen hatten wir schon: Ein Strich kann das Bild des Alexanderturms sein, weil es eine bestimmte Ähnlichkeit in der Form gibt. Aber es ist eine so allgemeine und nichtssagende Formeigenschaft, dass man es kaum noch als Bild bezeichnen will. Das gleiche gilt z.B. für überbelichtete oder verschwommene Fotografien, bei denen kaum noch etwas auszumachen ist, was so ähnlich aussieht, wie das fotografierte Objekt. Durch die kausale Verbindung mag die Bezugnahme gesichert sein, d.h. die Fotografie bezieht sich auf das fotografierte Objekt. Aber wenn die Bedingung eines gemeinsamen Aussehens nicht erfüllt ist, dann ist auf der Fotografie auch nichts abgebildet. Ein anderer Grenzfall betrifft das ähnliche Aussehen hinsichtlich gemeinsamer Farben. Ein Falschfarbenbild ist ganz offenbar ein Bild, auch wenn es nur hinsichtlich seiner Form, aber nicht hinsichtlich seiner Farbe mit dem Abgebildeten übereinstimmt. Aber etwas, das nur hinsichtlich seiner Farbe und nicht hinsichtlich seiner Form mit dem „abgebildeten“ Gegenstand übereinstimmt, würden wir kaum noch

---

<sup>164</sup> Siehe Malevic, *Die Gegenstandslose Welt*, wo er auch bestreitet, dass es sich beim seinen abstrakten Gemälden um Bilder handelt.

als Bild von etwas bezeichnen. Nur mit viel Toleranz würden wir einen roten Kreis noch als Bild eines Feuerwehrautos bezeichnen. Allgemein glaube ich nicht, dass es möglich ist, anzugeben, hinsichtlich welcher Form- oder Farbeigenschaften ein gemeinsames Aussehen vorausgesetzt werden muss, damit etwas noch ein Bild genannt werden kann. Wenn ein Künstler, nur ganz bestimmte abstrakte Struktureigenschaften eines Hauses (z.B. die jeweiligen Diagonalen der Wände) auf einer Zeichnung wiedergibt, so kann man das ein Bild von dem Haus nennen, oder auch nicht. Ob wir bereit sind, eine Zeichnung als Bild zu akzeptieren, hat in solchen Grenzfällen auch viel damit zu tun, ob das Bild einen Zweck erfüllt, z.B. als Bild erkennbar zu sein oder bestimmte Informationen zu übermitteln.

Auch Grenzfälle von Bezugnahme können zu Grenzfällen von Abbildung führen. Ein Beispiel dafür sind Anspielungen auf Gegenstände, die man als eine schwache Form von Bezugnahme verstehen kann. Eine Colaflasche hat z.B. die Form einer Frau, was wohl auch beabsichtigt ist. Man könnte auch sagen, dass sie auf eine Frau *anspielt* und sich dadurch in gewisser Hinsicht auf eine Frau bezieht. Aber folgt daraus, dass die Flasche eine figurative Darstellung einer Frau ist? Die Flasche steht nicht im vollen Sinne für eine Frau, sie wird nicht wirklich als Zeichen für eine Frau verwendet. Nur in einem schwachen Sinne ist die Flasche ein Zeichen, und daher kann man auch nur in einem schwachen Sinne behaupten, sie sei so etwas wie die Darstellung oder Abbildung einer Frau. Das gleiche gilt z.B. für eine Wellenlinie in einem Ornament, das vielleicht auf Meereswellen anspielen soll. Die Linie ähnelt einer Meereswelle und bezieht sich in einer schwachen Hinsicht auch darauf. Aber wir fassen sie nicht wirklich als ein Zeichen auf, und daher handelt es sich im vollen Sinne des Wortes auch nicht um das *Bild* einer Meereswelle.

Anspielungen bei Bildern könnte man als Gegenbeispiel für meine „Definition“ von Bildern anführen.<sup>165</sup> Denn Bilder spielen manchmal auf Dinge an, die so ähnlich aussehen, wie das Bild, ohne dass diese Dinge abgebildet sind. Die Personen auf einem Bild könnten z.B. so aufgestellt sein, dass sie auf Velazquez Gemälde „Las Meninas“<sup>166</sup> anspielen. Das Bild bezieht sich also auf „Las Meninas“ und es sieht so ähnlich aus, wie „Las Meninas“, und es soll auch so ähnlich aussehen. Trotzdem ist auf dem Bild „Las Meninas“ nicht abgebildet, und es sind auch nicht die Personen abgebildet, die auf

---

<sup>165</sup> Siehe Scholz, *Bild, Darstellung, Zeichen*, S. 29.

<sup>166</sup> Diego Rodriguez de Silva y Velazquez, *Las Meninas*, 1656, Madrid, Museo del Prado.

Velazquez Gemälde zu sehen sind. Und dies scheint meiner These zu widersprechen. Doch ich glaube, dass es zwei Gründe dafür gibt, warum dies kein Gegenbeispiel darstellt. Erstens sind Anspielungen eben nur sehr schwache Formen der Bezugnahme. Das Bild spielt eben nur auf „Las Meninas“ an, aber es steht nicht in vollem Sinne für Velazquez Gemälde und schon gar nicht für die darauf abgebildeten Personen. Und es scheint mir nicht abwegig zu sein, dass das Bild in einem sehr schwachen Sinne tatsächlich „Las Meninas“ abbildet. Und zweitens ist auf dem Bild auch etwas *anderes* abgebildet als „Las Meninas“, nämlich die Personen, die darauf zu sehen sind, und deren Stellung auf „Las Meninas“ anspielt. Das Bild ist also zunächst einmal eine Abbildung *dieser* Personen. Es fällt uns nun schwer, andere „schwächere“ Form von Abbildung zu sehen, die vielleicht ebenfalls vorhanden sind. Bestimmte Interpretationen eines Bildes können sich aufdrängen, so dass andere Interpretationen kaum noch möglich sind. Etwas, das wie eine detaillierte Zeichnung von Joschka Fischer aussieht, kann man nur noch mit größter Schwierigkeit als schlechtes Portrait einer anderen Person akzeptieren, auch wenn wir wissen, dass dies der Fall ist. Das ist ja auch bei anderen Zeichen so. Wenn die Buchstabenfolge „Baum“ zufällig in einer anderen Sprache existiert und dort etwas anderes bedeutet, dann würden wir es beim Lesen trotzdem als Wort unserer Sprache auffassen. Wir haben uns an ein bestimmtes Aussehen von Bildern nun ebenso gewöhnt wie an ein bestimmtes Aussehen von sprachlichen Zeichen. Etwas, das so aussieht wie ein bestimmtes Bild, fassen wir normalerweise auch als solches auf – ob es nun zutrifft oder nicht. Und daher wird für uns die detaillierte Fotografie einer Menschenansammlung nicht so leicht zu einem Abbild von Velazquez Gemälde, auch wenn es sich mittels Ähnlichkeiten vielleicht darauf bezieht.

Neben Anspielungen gibt es noch andere Formen „schwacher“ Bezugnahme bei denen Ähnlichkeiten im Aussehen eine Rolle spielen, und die man trotzdem nicht unbedingt als Bilder bezeichnen würde. Kopien sollen z.B. so ähnlich aussehen wie das Original, und in einem schwachen Sinne könnte man auch sagen, dass sich eine Kopie auf das Original bezieht, oder dafür steht. Das gilt z.B. für fotokopierte Buchseiten. Technisch gesehen ist ein Fotokopierer nichts anderes ist als ein Fotoapparat, aber man würde die Kopie nicht unbedingt als Bild der kopierten Seite bezeichnen, weil sie nicht wirklich darauf bezieht. Das ist auch der Grund dafür, dass Nachahmung nicht das gleiche wie Abbildung oder Darstellung ist. Nachahmungen erfüllen zwar die normative

Bedingung, dass eine Ähnlichkeit bestehen *soll*. Aber sie bilden die nachgeahmten Gegenstände nur dann ab, wenn sie sich auch darauf *beziehen*. Das ist zwar häufig der Fall, aber eben nicht immer. Wer die Form einer Bienenwabe abzeichnet, und sie also „nachahmt“ indem er ein Sechseck malt, der hat nur dann das Bild einer Bienenwabe gemalt, wenn die Zeichnung für eine Bienenwabe stehen soll. Wird nur die Form kopiert, weil man sie vielleicht als Ausgangspunkt für ein Muster benötigt, so ist das Resultat kein Bild einer Wabe, sondern nur eine Form, die ihr ähnelt. Weil viele Nachahmungen sich wie selbstverständlich auf das Nachgeahmte beziehen, wurde übersehen, dass dies eine zusätzliche Bedingung ist, die erfüllt sein muss, damit etwas ein Bild ist. Wer das Bild von einem Stuhl malt, der kopiert eben nicht nur das Aussehen eines Stuhles, wie Platon kritisiert, sondern er schafft einen Gegenstand mit Bedeutung, der sich auf einen Stuhl bezieht. Bilder sind keine Kopien von Gegenständen, sondern Zeichen für Gegenstände.

### 3.2 Die Struktur von Abbildung

Abbildung ist Bezugnahme, die sich an einem ähnlichen Aussehen orientiert, habe ich behauptet. Es gibt Regeln, die vorschreiben, dass ein Bild und das, worauf es sich bezieht (was es abbildet), hinsichtlich bestimmter Eigenschaften gleich aussehen. Bezugnahme und Regeln machen etwas zu einem Bild.

Ich möchte in diesem Kapitel daran anknüpfen, und die Struktur untersuchen, die sich für den Begriff der Abbildung oder bildlichen Darstellung ergibt. Bisher haben wir recht allgemein von abgebildeten „Dingen“ oder „Gegenständen“ gesprochen. Doch in der Rede über Bilder können diese sehr unterschiedliche grammatische Formen haben. Man kann sagen, dass *Napoleon* auf einem Bild abgebildet ist, also etwas, das einem Namen entspricht, der sich auf einen bestimmten *Einzelgegenstand* bezieht. Man kann aber auch sagen, dass *ein Pferd* abgebildet ist, was einer indefiniten Beschreibung entspricht, bei der man nicht unbedingt ein ganz bestimmtes Pferd benennen könnte. Abgesehen davon scheinen auf Bildern auch *Eigenschaften* und *Sachverhalte* abgebildet zu sein. Auf dem Portrait Napoleons kann z.B. dessen Eigenschaft abgebildet sein, braune Haare zu haben. Und auf einer Beweisfotografie könnte abgebildet sein, dass der Mörder einen Mantel trug.

Damit hängt zusammen, dass man Bilder als *Repräsentationen* auffassen kann. Es sind nicht nur Gegenstände abgebildet, sondern die Bilder „sagen“ uns auch etwas über diese Gegenstände. Sie repräsentieren die abgebildeten Gegenstände *als* etwas, wie wir ja schon bei der Diskussion um Goodman gesehen haben.

#### 1 Abbildung von Gegenständen

Beginnen wir mit der Abbildung von Gegenständen. Ein Gegenstand ist abgebildet, wenn sich Farbstrukturen auf dem Bild darauf beziehen, und hinsichtlich Form und Farbe so ähnlich aussehen sollen wie dieser. Man muss also unterscheiden zwischen dem Gegenstand, der abgebildet ist, d.h. auf den sich das Bild bezieht, und den Eigenschaften hinsichtlich derer das Bild so ähnlich aussieht wie dieser. Die gemeinsamen Eigenschaften können recht minimalistisch sein, wie wir schon gesehen haben. Man kann den Alexanderturm abbilden, indem man eine Linie auf ein Papier malt, und man könnte eine abwechslungsreiche bayrische Hügellandschaft abbilden, indem man nur ein paar Wellenlinien malt. Das gemeinsame Aussehen beschränkt sich dann auf eine längliche bzw. wellige Form. Aber trotzdem ist auf diesen Bildern *der*

*Alexanderturm* bzw. *die bayrische Hügellandschaft* abgebildet. D.h. das Bild bezieht sich darauf und steht dafür. Wenn man über die abgebildeten Gegenstände spricht, dann spricht man also über Gegenstände, auf die sich das Bild bezieht, und nicht mehr über ein Aussehen des Bildes oder Farbstrukturen darauf. Das gemeinsame Aussehen ist eine Bedingung dafür, dass ein Gegenstand abgebildet ist, aber wenn diese Bedingung erfüllt ist, dann ist eben dieser *Gegenstand* abgebildet.

Aussagen über abgebildete Gegenstände sind also Aussagen über Gegenstände, auf die sich das Bild bezieht. Das gleiche gilt für Aussagen wie: „das Bild zeigt den Alexanderturm“, „auf dem Bild ist der Alexanderturm zu sehen“, „das Bild von dem Alexanderturm“ oder sogar verkürzt „da ist der Alexanderturm“. Solche Aussagen bilden einen extensionalen Kontext: D.h., wenn der Alexanderturm abgebildet ist, dann ist auch der höchste Turm von Berlin abgebildet, weil der Alexanderturm der höchste Turm von Berlin *ist*. Und wenn auf dem Bild der Alexanderturm zu sehen ist, dann ist auf dem Bild auch der Fernsehturm der Hauptstadt Deutschlands zu sehen, weil der Alexanderturm der Fernsehturm der Hauptstadt *ist*.

Wenn man beschreibt, was auf Bildern abgebildet ist (oder zu sehen ist, etc.), dann beschreibt man meist die abgebildeten Gegenstände. Eine solche Beschreibung kann in ihren Details erheblich darüber hinausgehen, was auf dem Bild für einen normalen Betrachter erkennbar ist. „Da ist die Bucht (abgebildet), in der wir immer baden waren und wo es diese kalte Strömung gibt. Ein paar Kilometer weiter stand unser Hotel“, könnte man von einem Foto sagen, auf dem nur ein Stückchen Strand zu erkennen ist. Das Foto bildet die Bucht nur deshalb ab, weil es in bestimmter Hinsicht so ähnlich aussieht wie die Bucht. Aber die Beschreibung, die man von der abgebildeten Bucht geben kann, ist unabhängig von diesen spezifischen Ähnlichkeiten. Man beschreibt die abgebildeten Dinge indem man Eigenschaften angibt, die diese Dinge *haben*, und nicht nur Eigenschaften, die auf dem Bild erkennbar sind. Der Unterschied zwischen dem, was auf einem Bild abgebildet ist, und dem, was auf dem Bild „visuell erkennbar“ ist, folgt ja schon aus der Bestimmtheit von Abbildung. Diese ist durch das Aussehen eines Bildes nicht festgelegt, wie wir gesehen haben. Zwei Bilder können ununterscheidbar aussehen, und trotzdem verschiedene Dinge abbilden (z.B. verschiedene Zwillinge). Also können auf Bildern Dinge abgebildet sein, ohne dass man beim Betrachten des Bildes erkennen kann, dass sie abgebildet sind.

Von welcher Art sind nun die „Dinge“, die auf Bildern abgebildet werden können? Die einzige Bedingung lautet, dass man sich darauf beziehen kann, und dass ein Bild hinsichtlich Form und Farbe so ähnlich aussehen kann, wie diese. Die meisten physischen Gegenstände können also abgebildet werden, weil sie bestimmte Formen und Farben besitzen. Ein Mensch, eine Lampe, ein Baum haben bestimmte Formen und Farben, die man beschreiben könnte. Und daher kann ein Bild hinsichtlich solcher Formen und Farben auch so aussehen wie diese Gegenstände. Ein Baum hat einen länglichen Stamm und ist nach oben hin verzweigt, und so kann man ihn auch malen. Und ein menschliches Gesicht hat eine typische Form, die man in Ton nachbilden könnte, und deren Aussehen auch eine farbige Fläche haben kann. Das gilt auch für weniger greifbare Objekte wie Schatten, Regenbogen oder Lichtreflexe. Man kann das Glitzern der Sonne im Meer nicht nur malen, sondern auch fotografieren. Farbstrukturen auf dem Bild sehen dann so aus, wie das Glitzern: helle und zerstreute Punkte.

Aber aus der Tatsache, dass physische Gegenstände meist ganz bestimmte Formen und Farben haben, folgt noch nicht, dass sie ein eindeutiges *Aussehen* hinsichtlich dieser Formen und Farben haben. Das ist z.B. bei bewegten Gegenständen deutlich. Ein bewegter Gegenstand sieht vor allem *bewegt* aus, was mit der starren Farbe auf der Leinwand schlecht nachzubilden ist. Trotzdem ist es möglich, dass eine unbewegte Farbstruktur *in gewisser Hinsicht* so ähnlich aussieht wie ein bewegter Gegenstand. Ein bewegter Wasserfall sieht für unser träges Auge z.B. so aus wie ein weißer nebeliger Streifen, und auf diese Weise kann man ihn auch malen. Eine andere Möglichkeit wäre, ihn zu einem bestimmten Zeitpunkt seiner Bewegung „einzufrieren“, und ihn als eine Struktur aus einzelnen Tropfen und Wasserkugeln zu malen. In beiden Fällen ist der bewegte Wasserfall abgebildet (er ist der abgebildete Gegenstand), aber es wird ein unterschiedlicher Aspekt seines Aussehens auf dem Bild wiedergegeben. Das Aussehen von Gegenständen auf einer Leinwand einzufangen ist also keine triviale Angelegenheit, und nicht bei allen physischen Gegenständen lässt sich ohne weiteres ein Aussehen finden, bei dem dies gelingt.

Die Schwierigkeit beim Malen von Bildern besteht ja darin, dass es uns zwar leicht fällt, die Gegenstände unserer Umwelt als solche visuell zu erkennen, aber es uns weniger leicht fällt, ihre Form und Farbe anzugeben. Einen Dackel erkennt man sofort als solchen. Aber die Form eines Dackels anzugeben, das ist weniger leicht. Seine Form sprachlich zu beschreiben, oder ihn in Ton nachzuformen, würde die meisten Menschen

überfordern. Und noch schwieriger ist es, eine Fläche so zu gestalten, dass sie so aussieht, als habe sie diese Form. Aber genau das ist beim Malen von Bildern notwendig. Die Formeigenschaften der abgebildeten Dinge, müssen auf die Leinwand „übertragen“ werden, damit sie so ähnlich aussieht wie diese.

Das gilt auch für komplexe „Gegenstände“, wie z.B. ganze Szenarios. Um eine Landschaft abzubilden, muss das Bild in irgendeiner Hinsicht so aussehen wie diese Landschaft. Aber wie sieht eine Landschaft hinsichtlich Form und Farbe aus? Die Aufgabe ist damit vergleichbar, das Szenario in Ton zu formen oder als Modell nachzubauen, also eine Beschreibung der Formeigenschaften der Landschaft zu geben. Das (epistemische) Aussehen einer Landschaft hinsichtlich Form und Farbe entspricht ja den Überzeugungen hinsichtlich Form und Farbe, die wir über die gesehene Landschaft gewinnen. Nur dann, wenn es dem Maler gelingt, dass sein Gemälde hinsichtlich solcher Eigenschaften so aussieht, wie das gemalte Szenario, dann handelt es sich auch um ein Bild dieses Szenarios.

In diesem Sinne können also auch komplexe Gegenstände wie Szenarien, Landschaften, Straßenszenen und sogar Ereignisse abgebildet werden. Das ist nicht gleichbedeutend damit, dass ihre Einzelteile abgebildet sind. Auch komplexe Gegenstände können hinsichtlich ihrer Form und Farbe ein bestimmtes Aussehen haben, das auf dem Bild wiedergegeben werden kann.

Gegenstände, die *kein* Aussehen haben, z.B. unsichtbare oder abstrakte Gegenstände, können nicht abgebildet werden. Nichts kann so aussehen wie eine Radiowelle oder wie der Begriff der Gerechtigkeit, und so gibt es auch keine Bilder davon. Ein Bild von Justitia mit der Waage in der Hand bildet nicht den Begriff der Gerechtigkeit ab, sondern eben Justitia, eine allegorische Figur, die ihrerseits für Gerechtigkeit steht.

Fiktive Gegenstände sind jedoch keine unsichtbaren Gegenstände. Man kann fiktiven Gegenständen Eigenschaften zuschreiben und daher kann etwas auch so ähnlich aussehen, wie ein fiktiver Gegenstand. Wer sich als Winnie der Bär verkleidet, der versucht so ähnlich auszusehen wie Winnie der Bär, und tut es manchmal auch. Problematischer als Ähnlichkeiten mit fiktiven Gegenständen ist jedoch die Bezugnahme auf fiktive Gegenstände. Man bezieht sich auf eine Märchengestalt nicht in gleicher Weise wie auf eine echte Person. Das eine ist ein Gegenstand unserer Welt, das andere ein Gegenstand einer fiktiven Welt, könnte man sagen. Aber es ist alles andere als klar, wie man sich aus unserer Welt heraus auf einen Gegenstand einer

„anderen“ Welt beziehen kann. Man kann fiktive Gegenstände ja weder sehen, noch sonst irgendwie physisch mit ihnen in Kontakt treten.

Das Problem der Bezugnahme auf fiktive Gegenstände ist jedoch keines, das Bilder im Besonderen betrifft. Auch mit Sprache, Vorstellungen und Symbolen beziehen wir uns auf fiktive Dinge, oder sagen zumindest, dass wir so etwas tun. Wir können von Winnie dem Bären sprechen, ihn beschreiben, an ihn denken und uns mit einer Geste oder einem Symbol darauf beziehen. Vielleicht wird bei einer solchen Bezugnahme einfach ein erweiterter Gegenstandsbereich angenommen, wobei eine Bezugnahme auf Gegenstände in fiktiven Welten irgendwie zugelassen ist. Oder vielleicht bezieht man sich dabei gar nicht wirklich auf etwas, sondern *tut nur so, als ob* man sich auf etwas beziehen würde. Wie das im Einzelnen funktionieren könnte, darüber gehen die Meinungen auseinander<sup>167</sup> und das soll hier auch nicht unser Thema sein. Wichtig für uns ist nur, dass es so etwas gibt wie eine Bezugnahme auf fiktive Gegenstände, auch wenn das vielleicht nur bedeutet, dass wir so tun, als ob es das gäbe. Bezugnahme in diesem weiteren Sinne des Wortes setzt also nicht voraus, dass es den Gegenstand gibt, auf den sich ein Bild bezieht. Das wird später auch noch klarer werden, wenn wir genauer untersuchen, wie Bezugnahme bei Bildern zustande kommt. Manchmal bezieht sich ein Bild z.B. auf einen bestimmten Gegenstand, weil wir uns beim Betrachten des Bildes vorstellen sollen, diesen Gegenstand selbst zu betrachten. Es ist dann ganz klar, dass sich ein Bild auf *diese Weise* auch auf fiktive Gegenstände beziehen kann. Denn man kann sich fiktive Gegenstände natürlich vorstellen.<sup>168</sup>

Durch Bilder werden fiktive Gegenstände manchmal sogar erschaffen. Wer z.B. einen Drachen malt, der erschafft dadurch einen Drachen in einer fiktiven Welt, kann man sagen. Er könnte dem Drachen, der auf dem Bild abgebildet ist, ja einen Namen geben und sich eine Geschichte dazu überlegen. Beim Malen eines Bildes ist es meist dem Künstler überlassen, festzulegen, wofür das Bild stehen soll, und dabei kann auch ein fiktiver Gegenstand gewählt werden. Das Herstellen von fiktionalen Bildern ist dann mit dem Schreiben von fiktionalen Texten vergleichbar. Es werden fiktive Charaktere „erfunden“, auf den sich der Text oder das Bild bezieht.

---

<sup>167</sup> Siehe z.B. Lewis, *Truth in Fiction*, Currie, *The Nature of Fiction*, Howell, *Fictional Objects*, Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 385-419.

<sup>168</sup> Nicht jede Form von Bezugnahme bei Bildern lässt allerdings fiktionale Objekte zu. Worauf sich ein Bild kausal bezieht, kann kein fiktives Objekt sein. Es gibt daher keine Fotografien von fiktiven Gegenständen.

Bei der Abbildung von Gegenständen muss jedoch noch eine weitere Unterscheidung gemacht werden. Bisher sind wir von abgebildeten Gegenständen ausgegangen, die man in unserer oder in einer fiktiven Welt genau benennen könnte. Wenn auf dem Bild Napoleon abgebildet ist, dann gibt es oder gab es irgendwo eine bestimmte Person, auf die das Bild sich bezieht. Häufig sprechen wir über die abgebildeten Dinge jedoch in unbestimmter Weise. „Auf dem Bild ist *ein Mensch* abgebildet“ kann man sagen. Manchmal handelt es sich bei solchen indefiniten Ausdrücken um eine Beschreibung eines bestimmten abgebildeten Gegenstandes: Auf dem Portrait von Napoleon ist *ein Mensch* abgebildet, weil Napoleon ein Mensch ist. „Es ist ein Mensch abgebildet“ lässt sich dann übersetzen in „Es ist Napoleon abgebildet, der ein Mensch ist“. Es handelt sich einfach um eine unbestimmte Redeweise über die bestimmten abgebildeten Gegenstände.

Aber in anderen Fällen scheint es gar keinen bestimmten abgebildeten Gegenstand zu geben. In einem Lexikon könnte z.B. *ein Pferd* abgebildet sein, ohne dass dabei irgendein spezielles Pferd gemeint ist. Es ist ein Pferd abgebildet, aber kein bestimmtes. Natürlich ist trotzdem ein *einzelnes* Pferd abgebildet und nicht etwa mehrere Pferde, aber es ist eben nicht festgelegt, um welches es sich handelt.

Ist diese Möglichkeit von „unbestimmter“ Abbildung ein Problem für meine Definition von Bildern? Wenn Abbildung eine Form von Bezugnahme ist, dann müsste „unbestimmte“ Abbildung eine „unbestimmte“ Form von Bezugnahme sein. Das klingt ein bisschen seltsam, aber in dem weiten Sinne von „Zeichen“, „Bezugnahme“ und „stehen für“, den ich bisher verwendet habe, ist das nichts ungewöhnliches. Man kann sich z.B. auch über ein Pferd *reden*. Die Sätze beziehen sich dann auf *ein Pferd*, ohne dass festgelegt sein muss, auf welches. Das gleiche gilt für andere Zeichen oder Symbole. Die Pappfigur auf einem Schießplatz steht für *einen Gegner*, und zwar unbestimmt für irgendeinen und nicht für einen ganz bestimmten. Und bei Monopoly steht der rote längliche Spielstein für *ein Hotel*, ohne dass damit ein bestimmtes gemeint ist. Unbestimmte Bezugnahme ist also keine Besonderheit bei Bildern.

Russell schlug bekanntlich vor, solche Ausdrücke zu übersetzen in: Es gibt ein  $x$  und  $x$  ist ein  $F$ .<sup>169</sup> Die Aussage „Auf dem Bild ist ein Pferd abgebildet“ könnte man dann übersetzen in „Es gibt ein  $x$ , und  $x$  ist ein Pferd, und  $x$  ist abgebildet“. Man gewinnt dadurch vor allem Klarheit darüber, welche logische Form der Gegenstand hat, der auf

---

<sup>169</sup> Russell, *On Denoting*.

einem solchen Bild abgebildet ist. Auf dem Bild von *einem Pferd* ist kein abstrakter Gegenstand abgebildet, der durch „ein Pferd“ bezeichnet wird, sondern wir wissen über den abgebildeten Gegenstand einfach nichts anderes, als dass er ein Pferd ist. Auf dem Bild eines Pferdes sind also nicht *alle Pferde* abgebildet, oder gar die *Eigenschaft*, ein Pferd zu sein. Es handelt sich auch nicht um ein Pferde-Bild, in dem Sinne, dass man *erkennen* muss, dass es sich um ein Pferd handelt. Denn es könnte ja das Bild einer Fantasielandschaft sein mit einer Pferdekoppel im Hintergrund und einem einzelnen Pferd, das nur als Punkte zu erkennen ist. Es ist dann *ein Pferd* abgebildet (wie der Maler bestätigen kann), und man kann auch sagen, dass der Punkt für ein Pferd steht, auch wenn er nicht als Pferd erkennbar ist.

Wenn auf einem Bild ein Pferd abgebildet ist, dann bezieht sich das Bild also auf ein Pferd in dem Sinne, dass es sich auf etwas bezieht, von dem feststeht, dass es sich um ein Pferd handelt. Damit etwas *abgebildet* ist, muss das Bild allerdings auch Ähnlichkeiten damit haben. Das Bild muss also so ähnlich aussehen, wie *ein Pferd*. Es gilt z.B., dass *ein Pferd* in der Ferne so aussieht wie *ein Punkt*, und daher war das Pferd auf dem Bild in unserem letzten Beispiel ja auch abgebildet. Aussagen über solche „unbestimmte“ Ähnlichkeiten sind nichts Ungewöhnliches. Wenn man von jemandem sagt, er sehe so ähnlich aus wie *ein Polizist*, dann meint man meist keinen speziellen Polizisten, sondern vielleicht einen typischen Polizisten, oder bezieht sich auf Eigenschaften, die bei Polizisten häufig vorkommen.

Auf Bildern können also nicht nur *bestimmte* Gegenstände abgebildet sein, sondern es können auch Gegenstände „*unbestimmt*“ abgebildet sein, von denen nicht mehr als eine Eigenschaft festgelegt ist.

## **2 Abbildung von Eigenschaften**

Auf Bildern sind nicht nur Gegenstände abgebildet, die Eigenschaften haben, sondern manche Eigenschaften sind auch selbst abgebildet. Auf der Farbfotografie einer roten Blume ist abgebildet, *dass sie rot ist*, kann man sagen. Diese Eigenschaft ist bei einer Schwarz-Weiß-Fotografie dann z.B. nicht abgebildet. Auf einer Schwarz-Weiß-Fotografie kann zwar eine rote Blume abgebildet sein, in dem Sinne, dass eine Blume abgebildet ist, die die Eigenschaft hat, rot zu sein, aber diese Eigenschaft selbst ist nicht abgebildet. Weil Bilder den abgebildeten Gegenständen Eigenschaften *zuschreiben*, kann man sie als *Repräsentationen* auffassen. Eine Repräsentation repräsentiert etwas

*als* etwas. Sie bezieht sich nicht nur auf etwas, sondern schreibt ihm auch Eigenschaften zu. Repräsentationen haben also nicht nur eine Bezugnahme, sondern auch einen Gehalt, der aus den Eigenschaften besteht, die einem Gegenstand zugeschrieben werden.<sup>170</sup> Auch die Beschreibung „Der Eiffelturm ist 300m hoch.“ kann man in diesem Sinne als Repräsentation auffassen. Sie repräsentiert den Eiffelturm als etwas, das 300m hoch ist. Der sprachliche Ausdruck bezieht sich auf den Eiffelturm und schreibt ihm die Eigenschaft zu 300m hoch zu sein.

Wenn man meine Definition von Bildern zu Grunde legt, dann sind Bilder Repräsentationen. Sie beziehen sich auf etwas, nämlich das, was sie abbilden, und sie schreiben dem Abgebildeten bestimmte Eigenschaften zu, weil es eine Regel gibt, dass die beiden ähnlich aussehen sollen. Die Regeln, die festlegen, dass Bild und Abgebildetes ähnlich aussehen, legen also den Gehalt des Bildes fest, weil sie die Eigenschaften festlegen, die der abgebildete Gegenstand besitzen soll. Ein Portrait repräsentiert eine bestimmte Person *als* jemand mit einem bestimmten Aussehen, weil es eine Regel gibt, dass Bild und abgebildete Person in bestimmter Hinsicht das gleiche Aussehen haben sollen.

Die Eigenschaften, die dem abgebildeten Gegenstand durch Bilder zugeschrieben werden, müssen, wie schon erwähnt, nicht sprachlich formulierbar sein. Ein bestimmter Zug in einem Gesicht, die besondere Farbschattierung einer Blume, die spezielle Form eines Hauses oder die Einförmigkeit eines Meeres, sind Eigenschaften, die sich nur schlecht oder gar nicht in Worte fassen lassen. Aber mit der Hilfe von Bildern können sie einem Gegenstand zugeschrieben werden. Bilder können ein solches Aussehen selbst *haben*, und sie können es dem abgebildeten Gegenstand *zuschreiben*, weil es Regeln gibt, dass dieser ebenfalls so aussehen soll. Der abgebildete Gegenstand soll *so* aussehen, lautet die Regel. Das Bild zeigt die Eigenschaft (bzw. deren Aussehen), die es dem repräsentierten Gegenstand zuschreibt. Das Gemälde einer Blume kann der abgebildeten Blume genau die Farbe zuschreiben, die es selbst besitzt.

Weil es nun einen Unterschied gibt, zwischen dem Gegenstand, auf das sich eine Repräsentation bezieht, und den Eigenschaften, die ihm zugeschrieben werden, kann es auch zu *Fehlrepräsentation* kommen. Eine Repräsentation kann sich auf einen Gegenstand beziehen und ihm Eigenschaften zuschreiben, die er in Wirklichkeit nicht hat. Die Beschreibung „Der Eiffelturm ist 10m hoch“ kann man z.B. als

---

<sup>170</sup> Siehe z.B. Lopes, *Understanding Pictures*, S. 4-5.

Fehlrepräsentation auffassen, weil sie dem Eiffelturm eine falsche Höhe zuschreibt. Der Eiffelturm, der in Wirklichkeit 300m hoch ist, wird als etwas repräsentiert, das 10m hoch ist.

Fehlrepräsentation gibt es auch bei Bildern. Ein Gemälde könnte z.B. Napoleon mit grünen Haaren zeigen. Das Bild bezieht sich auf Napoleon, aber es schreibt ihm ein Aussehen zu, das nicht der Wirklichkeit entspricht. Ein Bild ist also eine Fehlrepräsentation, wenn es sich auf einen Gegenstand bezieht, aber Eigenschaften zeigt, die der Gegenstand in Wirklichkeit nicht hat. Wenn es also eine Regel gibt, dass Bild und abgebildeter Gegenstand hinsichtlich bestimmter Eigenschaften ähnlich aussehen sollen, obwohl diese Ähnlichkeit in Wirklichkeit nicht gegeben ist. Wenn man das Bild von Napoleon betrachtet, so geht man davon aus, dass es hinsichtlich der Haarfarbe so ähnlich aussehen soll, wie die Person, auf die es sich bezieht (also Napoleon), aber ein solches ähnliches Aussehen ist in Wirklichkeit nicht gegeben.

Fehlrepräsentation bei Bildern hat seine Grenzen. Wir bezeichnen nur dann etwas als *Bild* von *X*, wenn es in einer Hinsicht *tatsächlich* so aussieht wie *X*, und nicht, wenn es nur so aussehen *soll*. Bei einzelnen Abweichungen, wie einer falschen Haarfarbe, ist diese Bedingung hinsichtlich anderer Eigenschaften weiterhin erfüllt. Das Bild sieht zwar hinsichtlich der Haarfarbe nicht so ähnlich aus, wie Napoleon, aber hinsichtlich seiner Gesichtszüge oder seiner menschlichen Gestalt. Wenn die zugeschriebenen Eigenschaften jedoch zu sehr von der Wirklichkeit abweichen, dann stellt sich irgendwann die Frage, ob der jeweilige Gegenstand überhaupt noch abgebildet ist. Man würde z.B. nicht sagen, dass Napoleons Haare abgebildet sind, wenn sie in ihrer Farbe ganz anders aussehen. Napoleon selbst mag man vielleicht mit grünen Haaren, mit verändertem Gesicht, als Frau oder als siamesische Zwillinge abbilden können. Aber wenn man ihn als einfarbigen Würfel, als Bindfaden oder Seenlandschaft abbilden will, dann bekommt man ein Problem. Es gibt keine interessante Hinsicht, in der ein einfarbiger Würfel so ähnlich aussieht (und so ähnlich aussehen soll) wie Napoleon. Darum kann man Napoleon schlecht als Würfel abbilden. Die Bedingung eines ähnlichen Aussehens zwischen Bild und Abgebildetem begrenzt das Maß an Fehlrepräsentation bei Bildern.<sup>171</sup>

---

<sup>171</sup> Dadurch wird eine Schwierigkeit behoben, die sich für Zeichen-Theorien von Bildern stellt. Wenn Bilder ihre Bezugnahme und ihren Gehalt nämlich durch Konventionen gewinnen, dann scheinen die beiden voneinander unabhängig zu sein. Es wäre also möglich Napoleon als einfarbigen Würfel zu

Die Unterscheidung zwischen den Eigenschaften, die ein abgebildeter Gegenstand in Wirklichkeit hat, und den Eigenschaften, die ihm von dem Bild zugeschrieben werden, ist jedoch nicht immer deutlich. Etwas, das so aussieht wie eine Fehlrepräsentation, kann nämlich auch als eine Repräsentation verstanden werden, die einen *fiktiven* Gegenstand abbildet, der genau die Eigenschaften besitzt, die ihm durch das Bild zugeschrieben werden. Ausdrücke wie „Das Bild repräsentiert X als F“ oder „Das Bild bildet X als F ab“ (wobei X für einen Gegenstand und F für eine Eigenschaft steht) sind zweideutig. In ihrer ersten Bedeutung wird einem bestimmten Gegenstand X durch das Bild eine Eigenschaft F zugeschrieben. Das ist der Fall, den wir oben diskutiert haben: Wenn die zugeschriebene Eigenschaft von der Wirklichkeit abweicht, dann wird der abgebildete Gegenstand fehlrepräsentiert.

Doch man kann „Das Bild bildet X *als* F ab“ auch so verstehen, dass damit einfach eine Aussage über einen Gegenstand namens X-als-F gemacht wird.<sup>172</sup> Mit dem Ausdruck X-als-F spezifizieren wir Gegenstände manchmal hinsichtlich ihrer Eigenschaften. Wenn man z.B. sagt, dass auf einem Bild *Churchill als Kind* abgebildet ist, so bedeutet das einfach, dass Churchill abgebildet ist, als er noch ein Kind war. Als er also die Eigenschaft hatte, ein Kind zu sein. Es ist dann gar nicht die Rede davon, ob ihm diese Eigenschaft auf dem Bild *zugeschrieben* wird. Es könnte sich um eine Fotografie handeln, auf der nur schemenhaft zu erkennen ist, wie jemand auf einen Baum klettert. Auf dem Bild ist dann *Churchill als Kind* abgebildet, weil der abgebildete Churchill ein Kind ist, und nicht, weil ihm durch das Bild die Eigenschaft *zugeschrieben* wird, ein Kind zu sein. „Churchill-als-Kind“ ist einfach eine Bezeichnung für ein bestimmtes Kind, und man kann diesen „Gegenstand“ ebenso abbilden, wie jeden anderen Gegenstand auch.

Wenn man sagt, dass X als F repräsentiert wird, dann kann man also zwei verschiedene Dinge damit meinen. Entweder dass ein Gegenstand X repräsentiert wird, dem *durch die Repräsentation* die Eigenschaft zugeschrieben wird, ein F zu sein, oder dass ein Gegenstand X-als-F repräsentiert wird, der einfach die Eigenschaft F hat, ohne

---

repräsentieren, weil die Bezugnahme auf Napoleon unabhängig von den Eigenschaften ist, die ihm zugeschrieben werden. Diese Kritik äußert z.B. Lopes, *Understanding Pictures*, S. 93ff. oder Steinbrenner, *Abbilder, Darstellungen und Teile*. Wenn Ähnlichkeit jedoch eine Bedingung für Abbildung ist, dann kann ein Gegenstand nur dann abgebildet sein, wenn ihm zumindest in einer Hinsicht durch das Bild eine Eigenschaft zugeschrieben wird, die er tatsächlich besitzt.

<sup>172</sup> Diese Möglichkeit findet sich schon bei Goodman, *Languages of Art*, S. 27. Sie wurde leider wenig beachtet.

dass dabei die Rede davon ist, ob ihm diese Eigenschaft *durch die Repräsentation* zugeschrieben wird.

Das kann vor allem bei Fehlrepräsentationen zu Verwirrungen führen. Solche „X-als-F“-Gegenstände können nämlich auch *fiktiv* sein. Kinder stellen sich z.B. vor, wie sie *als Astronaut* auf dem Mond spazieren gehen. Und ein Roman könnte davon handeln, wie Napoleon *als jemand mit grünen Haaren* versucht Kaiser zu werden. „Ich, als Astronaut“ oder „Napoleon mit grünen Haaren“ kann eine Bezeichnung für einen fiktiven Gegenstand sein, der diese Eigenschaft in der dazugehörigen fiktionalen Welt besitzt, und über den man eine Geschichte erzählen kann.

Viele Bilder, die Dinge abbilden, welche nicht der Wirklichkeit entsprechen, können daher auf zwei verschiedene Weisen verstanden werden. Entweder wird dem abgebildeten Gegenstand X eine Eigenschaft F *fälschlicherweise* zugeschrieben, oder es ist gar nicht der Gegenstand X abgebildet, sondern ein „fiktiver“ Gegenstand X-als-F, der die Eigenschaft F in einer fiktionalen Welt „tatsächlich“ besitzt. Das Bild von Napoleon mit grünen Haaren hat z.B. diese zwei möglichen Deutungen. Entweder ist der „wirkliche“ Napoleon abgebildet, der braune Haare hatte. Er ist auf dem Bild dann fälschlicherweise als jemand abgebildet, der grüne Haare hat. Es handelt sich um eine Fehlrepräsentation. Aber häufig fassen wir ein solches Bild anders auf, nämlich als Bild einer fiktiven Person, die tatsächlich grüne Haare hat, ein Napoleon-mit-grünen-Haaren, könnte man sagen. Einen solchen Napoleon gibt es natürlich nicht und es gab ihn auch nicht. Aber das ist ja kein Hindernis dafür ihn abzubilden. Man kann sich Napoleon mit grünen Haaren vorstellen, man kann Geschichten über ihn erfinden und man kann ihn auch abbilden. Das Bild würde Napoleon also keine Eigenschaften zuschreiben, die er nicht besitzt, sondern es würde einen fiktiven Napoleon abbilden, der grüne Haare hat. Der abgebildete Gegenstand ist nicht *anders abgebildet*, als in Wirklichkeit, sondern es ist ein *anderer Gegenstand* als in Wirklichkeit abgebildet.<sup>173</sup>

Viele Bilder sind in dieser Hinsicht zweideutig und wir gehen sehr leicht von dem einen zum anderen über. Wir lachen über ein schlechtes Portrait, weil die Person fehlerhaft abgebildet wurde, also weil ihr durch das Bild Eigenschaften zugeschrieben

---

<sup>173</sup> Grundsätzlich kann man vielleicht *alle* Fehlrepräsentationen als Repräsentationen möglicher Welten auffassen. Das gilt ja auch für manch andere Fälle von „kontrafaktischen“ Aussagen, die einem Gegenstand Eigenschaften zuschreiben die er nicht hat. Bekanntlich kann man z.B. kontrafaktische Konditionalsätze auf diese Weise als Aussagen über „mögliche Welten“ auffassen (siehe z.B. Lewis, *Counterfactuals*).

werden, die sie in Wirklichkeit nicht hat. Aber schnell sind wir bei der Beschreibung des Bildes bereit, eine fiktive Person kreieren, die gerade solche Eigenschaften besitzen, die auf dem Bild zu erkennen sind. „Mit dieser Nase sieht Paul verwegen aus“ könnte man über das Bild sagen, und spricht dabei über einen fiktiven Paul, der tatsächlich eine solche Nase hat. Vor allem Bilder, auf denen gezielt eine Person als etwas anderes abgebildet wird, schwanken oft zwischen den beiden Interpretationen. Auf einem Bild von Picasso ist dessen Frau Françoise Gilot als Blume abgebildet.<sup>174</sup> Man kann entweder sagen, dass es sich um eine Abbildung der wirklichen Françoise handelt, der durch das Bild Eigenschaften zugeschrieben werden, die in Wirklichkeit nicht hat. Oder aber es ist gar eine wirkliche Person abgebildet, sondern ein fiktives Sujet, nämlich die Verbindung der Frau mit einer Blume, die in der Vorstellung des Malers Gestalt angenommen hat und nun auf der Leinwand abgebildet ist.

Bei Gemälden der Kunst, die ja meist wenig Interesse an einer originalgetreuen Wiedergabe der Wirklichkeit haben, ist dieser zweite Fall auch der häufigere. Wir nehmen solche Bilder meist „wörtlich“, könnte man sagen. D.h. wir fassen die abgebildeten Dinge als solche auf, die die zugeschriebenen Eigenschaften tatsächlich haben. Man geht gewissermaßen von einer „Bildwelt“ aus, die gerade so beschaffen ist, wie auf dem Bild gezeigt. Das Szenario soll ja meistens auch nur „innerhalb“ des Bildes Sinn ergeben. Auf Caspar David Friedrichs Bild „Mondaufgang am Meer“<sup>175</sup> betrachten z.B. drei Personen ein großes Schiff links von ihnen. Nehmen wir einmal an, Friedrich habe hier ein wirkliches Schiff gemalt, das jedoch auf der rechten Seite segelte, und das er aus ästhetischen Gründen nach links verschoben hat. Fassen wir das Bild dann als Fehlrepräsentation auf? Normalerweise nicht, denn wir fassen es stattdessen als Bild eines Schiffes auf, das auf der linken Seite segelt – ob es dieses Schiff nun in Wirklichkeit so gibt oder nicht, interessiert uns nicht. Nur so kann man ja auch verstehen, warum die beiden Personen nach links schauen. Ein Schiff, das falsch als auf der linken Seite segelnd abgebildet wurde, könnte die Blickrichtung der abgebildeten Personen ja nicht erklären. Künstler und Betrachter gehen bei den meisten Gemälden von einer Bildwelt aus, die „in sich“ konsistent sein soll. Wenn wir beschreiben, was auf einem Bild abgebildet ist, dann beschreiben wir meistens diese Bilder-Welten, in denen es Napoleon-mit-grünen-Haaren ebenso geben kann, wie das links segelnde

---

<sup>174</sup> Pablo Picasso, Françoise Gilot „Femme Fleur“, 1946, Privatbesitz.

<sup>175</sup> Caspar David Friedrich, Mondaufgang am Meer, 1823, Berlin, Nationalgalerie.

Schiff. Die Frage der „Fehlrepräsentation“ stellt sich dann auf eine andere Weise: Es geht nicht um Eigenschaften, die das Bild einem Gegenstand fälschlicherweise zuschreibt, sondern es geht um den Unterschied zwischen einer fiktiven Bilder-Welt und ihrem „Gegenstück“ der Wirklichkeit. Das Bild von Napoleon-mit-grünen-Haaren kann man dann in dem Sinne eine Fehlrepräsentation nennen, weil der fiktive Napoleon sich in seiner Haarfarbe von dem wirklichen Napoleon unterscheidet.

### **3 Bildlicher und nicht-bildlicher Gehalt**

Ich möchte nun zu der Frage kommen, welche Art von Eigenschaften Bilder den abgebildeten Gegenständen zuschreiben. Mein Ausgangspunkt war ja die Regel, dass Bilder so ähnlich aussehen sollen, wie das was sie abbilden. Dadurch repräsentieren Bilder den abgebildeten Gegenstand *als* etwas, das diese Eigenschaft hat. Es fällt nun auf, dass die Eigenschaften, die einem abgebildeten Gegenstand dadurch zugeschrieben werden können, sehr eingeschränkt sind. Es sind nämlich nur solche Eigenschaften, die eine Ähnlichkeit oder ein ähnliches Aussehen betreffen. Zudem betrifft ein solches ähnliches Aussehen bei Bildern vor allem Form- und Farb-Eigenschaften, wie wir gesehen haben. Ein Bild, auf dem ein Polizist abgebildet ist, repräsentiert die abgebildete Person also als jemand, der bestimmte Form- und Farbeigenschaften besitzt, die durch das Bild gezeigt werden. Das Bild kann die Person dann jedoch auf diese Weise nicht als einen Polizisten oder als einen Menschen repräsentieren. Das Bild selbst *ist* kein Polizist und es *ist* kein Mensch, sondern es hat nur deren Aussehen. Durch die Regel, dass Bild und abgebildeter Gegenstand Ähnlichkeiten haben, können dem abgebildeten Gegenstand keine Eigenschaften zugeschrieben werden, die das Bild nicht selbst hat.

Davon unberührt ist natürlich die Möglichkeit *einen Polizisten* abzubilden. Der abgebildete Gegenstand kann ein Polizist sein, d.h. das Bild kann sich auf eine Person beziehen, die ein Polizist ist. Ebenso kann eine Person abgebildet sein, die 85kg wiegt und verheiratet ist. Wenn man beschreibt, was auf dem Bild abgebildet ist, dann kann man Eigenschaft angeben, die der abgebildete Gegenstand besitzt. Aber das Bild schreibt der abgebildeten Person diese Eigenschaften dann nicht unbedingt zu.

Kann ein Bild dem abgebildeten Gegenstand nun Eigenschaften zuschreiben, die nicht das Aussehen des Gegenstandes betreffen? Im alltäglichen Umgang mit Bildern scheint man davon auszugehen. Wenn auf einem Gemälde Paul, der Dorfpolizist, zu

sehen ist, in voller Uniform samt Mütze, dann scheint er als *Polizist* abgebildet zu sein, und nicht nur als jemand, der so aussieht, wie einer. Das Bild repräsentiert Paul als Polizisten, und schreibt ihm die Eigenschaft zu, ein Polizist zu sein. Es ist ein „Polizisten-Bild“, wie Goodman es formulieren würde. Doch ich glaube, eine solche Zuschreibung muss von der Zuschreibung eines Aussehens unterschieden werden. Es gibt zwei Arten von Gehalt: Einen „bildlichen“ Gehalt, der Eigenschaften des Aussehens betrifft, und einen „nicht-bildlichen“ Gehalt, der andere Eigenschaften enthalten kann.

Der Unterschied wird z.B. bei Fehlrepräsentationen deutlich. Jede Repräsentation bringt die Möglichkeit von Fehlrepräsentation mit sich. Ein Bild, kann einen Gegenstand X als F repräsentieren oder abbilden, obwohl X die Eigenschaft F in Wirklichkeit nicht besitzt.<sup>176</sup> Die Eigenschaft so (ähnlich) *auszusehen* wie ein F, ist nun eine andere Eigenschaft, als die Eigenschaft ein F zu *sein*. Das bedeutet insbesondere, dass die beiden unabhängig voneinander auftreten können. Wie ein Polizist auszusehen, ist etwas anderes, als ein Polizist zu sein. Der verkleidete Gangster sieht so aus wie ein Polizist, aber er ist keiner. Wenn Bilder nun auf die gleiche Weise die Eigenschaft F zuschreiben können, wie sie die Eigenschaft, *so auszusehen wie F* zuschreiben, dann müsste es für Bilder möglich sein, diese beiden Eigenschaften unabhängig voneinander zuzuschreiben. Und daraus würde auch die Möglichkeit folgen, die eine Eigenschaft unabhängig von der anderen zu *fehlrepräsentieren*. Das ist jedoch nicht so leicht möglich. Wie würde z.B. ein Bild von dem perfekt verkleideten Gangster aussehen, das ihn als jemanden repräsentiert, der so aussieht wie ein Polizist, aber ihn nicht als jemanden repräsentiert, der ein Polizist *ist*? Man würde ihn z.B. eine Gangstervisage andichten, oder anderen Eigenschaften hinzufügen, die darauf schließen lassen, dass es sich nicht um einen Polizisten handelt. Aber wie würde dann ein Bild aussehen, das den

---

<sup>176</sup> Steinbrenner, *Abbilder, Darstellungen und Teile* allerdings argumentiert, dass Bilder, die ein F denotieren, immer auch F-Bilder sein müssen, d.h. ein F auch als F repräsentieren. Fehlrepräsentation wäre dann ausgeschlossen. Als Grund für diese Bedingung führt Steinbrenner an, dass Fehlrepräsentation bei Bildern begrenzt ist: man kann also nicht alles als etwas beliebiges abbilden. Doch mit der Bedingung, dass die Abbildung von einem F immer auch ein F-Bild sein muss, schießt man über das Ziel hinaus, so scheint mir. Der Begriff des F-Bildes würde dann leer werden. Jeder Gegenstand hat unendlich viele Eigenschaften, die mit dem Bild gar nichts zu tun haben. Diese müssten dann durch das Bild alle dem Denotat zugeschrieben werden. Das Bild unseres Polizisten wäre z.B. auch ein Verheirateter-Mann-Bild, ein Trägt-unter-der-Uniform-blaue-Unterwäsche-Bild und ein Wird-in-12-Jahren-im-Lottogewinnen-Bild (falls das jeweils zutrifft). Doch es ist nicht plausibel, dass das Bild den denotierten Polizisten in dieser Hinsicht klassifiziert, d.h. ihm diese Eigenschaften zuschreibt. Ganz abgesehen davon ist auch fraglich, wie man Bilder in solche Klassen einteilen könnte.

perfekt verkleideten Gangster als jemanden fehlrepräsentiert, der ein Polizist *ist*? Man würde wohl die übertriebene Gangstervisage etc. weglassen. Doch das Resultat scheint noch immer keine Fehlrepräsentation zu sein. Wer einen perfekt verkleideten Gangster auf eine Weise malt, wie man normalerweise einen Polizisten malt, der schafft keine Fehlrepräsentation dieses verkleideten Gangsters. Denn der Gangster sieht ja genau so aus, wie auf dem Bild gezeigt. Wenn ein solches Bild den Gangster fehlrepräsentiert, dann würde auch für eine Fotografie des verkleideten Gangsters gelten, dass sie ihn fehlrepräsentiert. Aber eine normale Fotografie, die nicht manipuliert wurde, würde man kaum als Fehlrepräsentation bezeichnen wollen. Man kann durch eine solche Fotografie vielleicht *getäuscht* werden, so dass man glaubt, die abgebildete Person sei ein Polizist, aber der Person werden durch die Fotografie keine Eigenschaften zugeschrieben, die sie nicht hat.

Ganz grundsätzlich sind die Eigenschaften der abgebildeten Dinge, die man auf Bildern erkennen kann, stark davon abhängig, dass sie ein bestimmtes Aussehen haben. Wenn man einen Polizisten erkennen kann, dann wird der abgebildete Gegenstand auch als etwas repräsentiert, das so aussieht wie ein Polizist. Denn wie sollte man jemanden „als Polizisten“ abbilden, ohne ihn als jemanden abzubilden, der so aussieht wie ein Polizist? Man könnte dem Bild natürlich irgendwelche Symbole hinzufügen, die darauf hinweisen, dass es sich um einen Polizisten handelt. Aber dies würde man dann nicht mehr als *bildliche* Repräsentation als Polizisten bezeichnen. Das gleiche gilt für zwei unterschiedliche Eigenschaften, die sich in ihrem Aussehen nicht unterscheiden. Ein Gegenstand kann nicht auf „bildliche“ Weise als etwas repräsentiert werden, das die eine oder andere Eigenschaft hat, wenn die beiden Eigenschaften gleich aussehen. Man kann eine Kugel nicht ohne weiteres als schwer oder leicht abbilden.

Diese Unterscheidung zwischen einem repräsentierten Aussehen und anderen Eigenschaften, die nicht direkt das Aussehen betreffen, gibt es nur bei Bildern. Bei anderen Repräsentationen gibt es diese Unterscheidung nicht. Sprachliche Ausdrücke können z.B. ohne weiteres einem Gegenstand Eigenschaften zuschreiben, unabhängig davon, ob sie ihm ein bestimmtes Aussehen zuschreiben. Der Ausdruck „Peter sieht so aus wie ein Polizist und ist auch ein Polizist“ schreibt Peter zwei unabhängige Eigenschaften zu, die auch unabhängig voneinander zutreffen können.

Der Unterschied zwischen einem „bildlichen“ und einem „nicht-bildlichen“ Gehalt ist bei Bildern durch unterschiedliche Arten von Regeln oder Konventionen gegeben,

die den jeweiligen Gehalt festlegen. Der bildliche Gehalt wird durch Regeln festgelegt, die ein bestimmtes gemeinsames Aussehen fordern, möchte ich festlegen. Der nicht-bildliche Gehalt wird dagegen durch andere Konventionen bestimmt, die ganz unterschiedliche Formen annehmen können. Ein expressionistisches Bild, auf dem eine rote Figur gemalt ist, schreibt der abgebildeten Person z.B. auf *nicht-bildliche* Weise einen aggressiven Charakter zu. Die rote Figur repräsentiert die Person zwar als aggressiv, aber sie tut das nicht auf *bildliche* Weise, weil kein gemeinsames Aussehen dabei gefordert wird. Durch die rote Farbe wird der abgebildeten Person nicht ebenfalls ein rotes Aussehen zugeschrieben.

Das gleiche gilt z.B. mittelalterliche Gemälde, bei denen die Größe der gemalten Figuren etwas darüber aussagt, wie wichtig oder angesehen die jeweilige Person zu nehmen ist. Ist die Figur sehr groß gemalt, dann schreibt das Bild der abgebildeten Person die Eigenschaft zu, besonders wichtig zu sein. Sie ist dann als wichtige Person repräsentiert, aber sie ist nicht als wichtig abgebildet oder *bildlich* repräsentiert, weil kein gemeinsames Aussehen gefordert wird. Wenn man die Größe der Figur stattdessen „bildlich“ verstehen würde, dann müsste man glauben, die Person sei als besonders großgewachsen dargestellt. Doch damit hätte man das Bild falsch verstanden. Die Größe der Figuren konstituieren eben einen nicht-bildlichen Gehalt und keinen bildlichen. Das gilt z.B. auch für Heiligenscheine, die bei vielen religiösen Darstellungen zu sehen sind. Ist er auf dem Bild gemalt, so wird die abgebildete Person als heilig repräsentiert, d.h. ihr wird die Eigenschaft zugeschrieben heilig zu sein. Der Heiligenschein soll aber nicht *bildlich* verstanden werden, d.h. es wird dem Heiligen nicht die Eigenschaft zugeschrieben, so auszusehen, als ob er einen leuchtenden Kreis um den Kopf herum trage. Zumindest ist das nicht die intendierte Interpretation eines Heiligenscheins.

Folgt daraus nun, dass die Eigenschaften, die wir auf Bildern erkennen können, und die keine Eigenschaften des Aussehens sind, auf *nicht-bildliche* Weise repräsentiert sind? Wird auf einem Gemälde, auf dem klar und deutlich ein Polizist zu sehen ist, der abgebildeten Person auf nicht-bildliche Weise die Eigenschaft zugeschrieben ein Polizist zu sein? Ich glaube nicht. Bei den meisten Eigenschaften, die wir auf Bildern erkennen können, handelt es sich gar nicht um einen *Gehalt* des Bildes. Diese Eigenschaften werden dem abgebildeten Gegenstand nicht *zugeschrieben* in dem Sinne,

dass es Regeln oder Konventionen gibt, die vorschreiben, dass man das Bild so verstehen soll. Angenommen jemand aus einem fremden Kulturkreis sieht das Gemälde eines Polizisten. Weil er noch nie einen Polizisten gesehen hat, erkennt er nicht, dass es sich um einen Polizisten handelt. Er hat das Gemälde dann aber nicht falsch oder unvollständig *verstanden*. Der Fall ist nicht vergleichbar mit jemandem, der nicht weiß, wie Schwarz-Weiß-Bilder hinsichtlich einer Zuschreibung von Farbe verstanden werden müssen, oder jemandem, der nicht weiß, wie ein Heiligenschein zu interpretieren ist. Ihm fehlt nicht die Kenntnis von Regeln, die festlegen welche Eigenschaften dem abgebildeten Gegenstand zugeschrieben werden. Sondern der Betrachter *erkennt* nicht, dass die abgebildete Person ein Polizist ist. Von den Eigenschaften, die dem abgebildeten Gegenstand *zugeschrieben* werden, muss man also die Eigenschaften unterscheiden, die man auf Bildern *erkennen* kann. Der bildliche und nicht-bildliche Gehalt machen zwar einen Teil von solchen erkennbaren Eigenschaften aus: Denn wer die entsprechenden Regeln kennt, der kann Aussagen über das Aussehen und andere Eigenschaften des abgebildeten Gegenstandes machen. Aber die meisten Eigenschaften des abgebildeten Gegenstandes, die man auf einem Bild erkennen kann, gehören nicht zu dem Gehalt eines Bildes.

Man könnte Bilder in dieser Hinsicht mit einem Diagramm vergleichen, das z.B. die Veränderung des Blutdrucks eines Patienten über die Zeit darstellt. Der *Gehalt* des Diagramms sind dann die Eigenschaften, die dem Patienten durch das Diagramm zugeschrieben werden, also ein bestimmter Blutdruck oder ein zeitlicher Verlauf des Blutdrucks. Vielleicht kann ein Arzt aus dem Diagramm aber auch noch anderes ablesen, z.B. dass der Patient an einer Grippe leidet. Dann wird durch das Diagramm dem Patienten diese Eigenschaft trotzdem nicht zugeschrieben, zumindest nicht in gleicher Hinsicht, wie ihm ein bestimmter Blutdruck zugeschrieben wird. Wenn sich nämlich herausstellt, dass der Patient trotz einer charakteristischen Entwicklung seines Blutdrucks gar nicht an einer Grippe leidet, dann ist die Darstellung auf dem Diagramm nicht fehlerhaft. Fehlerhaft wäre sie nur dann, wenn sie einen falschen Blutdruck anzeigen würde. Es ist ein Unterschied, ob man aus richtig dargestellten Eigenschaften falsche Schlüsse zieht, oder ob schon die Eigenschaften falsch dargestellt werden. Im einen Fall ist eine Regel verletzt, die für das Diagramm gilt, und im anderen Fall nicht. Das Diagramm soll ja den korrekten *Blutdruck* anzeigen, und nicht eine bestimmte *Krankheit*.

Natürlich hängt eine solche Unterscheidung davon ab, wie man das Diagramm auffasst. Interessieren den Arzt beim Betrachten des Diagramms z.B. nur leicht erkennbare Verlaufsmuster, die eine bestimmte Krankheit anzeigen, dann fasst er das Diagramm tatsächlich als etwas auf, was dem Patienten bestimmte Krankheiten zuschreibt. Aber dann nimmt er an, dass es für das Diagramm eine feste Regel gibt, die bestimmte Verlaufsmuster mit bestimmten Krankheiten verbindet. Ob das Diagramm den Patienten als jemanden repräsentiert, der krank ist, oder ob man das nur aus dem Diagramm *erkennen* kann, hängt also davon ab, ob es eine feste Regel gibt, die das eine mit dem anderen verbindet.

Daher sollte man auch bei Bildern nur das zu ihrem Gehalt rechnen, wofür es klare Regeln gibt, welche das Bild mit Eigenschaften des Abgebildeten verbinden. Hinsichtlich eines gemeinsamen Aussehens ist eine solche Regeln gegeben, wie wir gesehen haben, und auch für bestimmte Eigenschaften eines nicht-bildlichen Gehaltes. Doch für die meisten anderen Eigenschaften des abgebildeten Gegenstandes, die wir auf Bildern erkennen können, gilt das nicht. Es gibt bei den meisten Bildern keine festen Regeln, nach denen den abgebildeten Gegenständen solche Eigenschaften zugeschrieben werden.

Das zeigt sich auch darin, dass verschiedene Betrachter auf einem Bild ganz unterschiedliches erkennen können. Beim Betrachten einer Fotografie kann man im Prinzip nämlich all das erkennen, was man auch beim Betrachten der Dinge selbst erkennen könnte. Und das ist stark von dem jeweiligen Betrachter und seinem Hintergrundwissen abhängig. Wenn man weiß, dass eine Fotografie in Deutschland gemacht wurde, dann kann man die abgebildete Person leicht als Polizisten erkennen. Wenn man das aber nicht weiß, dann wird man sich darüber nicht mehr so sicher sein, denn in anderen Ländern sehen die Uniformen ja ganz anders aus. Wer Papayas kennt, wird auch auf einer Fotografie erkennen können, dass eine Papaya abgebildet ist. Wer keine Papayas kennt, der wird sie auch auf Fotografien nicht erkennen können. Wenn man all diese Eigenschaften zum Gehalt der Fotografie hinzurechnen wollt, dann wäre dieser Gehalt abhängig vom jeweiligen Betrachter.

Man könnte zwar versuchen, den Gehalt eines Bildes so zu definieren, dass er nur diejenigen Eigenschaften enthält, die von einer bestimmten Gruppe von Betrachtern erkannt werden können. Doch ich glaube nicht, dass es möglich ist, sinnvolle Kriterien für eine solche Referenzgruppe von Betrachtern zu finden. Der eine Betrachter wird auf

dem Bild immer etwas anderes erkennen können, als der andere. Das hängt nicht nur von einem unterschiedlichen Hintergrundwissen ab, sondern auch davon, wie lange man sich mit dem Bild beschäftigt, was man darüber liest, ob man den Titel kennt, welche Zusammenhänge einem zufälligerweise auffallen, und wie sicher man sich eigentlich beim Erkennen sein soll. Daher glaube ich nicht, dass Bedingungen für eine Referenzgruppe von Betrachtern gefunden werden können, die z.B. eine Teleskop-Fotografie von einer fernen Galaxis betrachten. Welche Eigenschaften können auf einer solchen Fotografie erkannt werden? Was wäre also der Gehalt dieser Fotografie? Ich glaube nicht, dass man diese Frage beantworten kann, indem man untersucht, welche Eigenschaften der Galaxie irgendjemand darauf *erkennen* kann. Der Gehalt besteht in dem Aussehen, das der Galaxie zugeschrieben wird. Welche Eigenschaften der Galaxie man sonst noch auf dem Bild erkennen kann, wird z.B. durch Forschungsergebnisse beantwortet, aber der Galaxie nicht durch feste Regeln zugeschrieben.

Aber am Ende ist der Begriff eines „Gehaltes“ von Bildern natürlich nicht im vorhinein definiert. Und auch die Frage, ob ein Bild einem Gegenstand eine bestimmte Eigenschaft nun *zuschreibt* oder ob man diese Eigenschaft nur auf dem Bild *erkennen* kann, ist begrifflich nicht genau festgelegt. Ich glaube jedoch, dass es gute Gründe dafür gibt, bei Bildern dreierlei zu unterscheiden: Erstens den bildlichen Gehalt, der durch die Regeln entsteht, dass Bild und abgebildeter Gegenstand ähnlich aussehen sollen. Zweitens den nicht-bildlichen Gehalt eines Bildes, der durch andere Regeln und Konventionen gegeben ist, wodurch dem abgebildeten Gegenstand bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden. Und drittens, die Eigenschaften des abgebildeten Gegenstandes, die man *erkennen* kann, wenn man das Bild betrachtet, und die nicht unbedingt ein Teil des Gehaltes sein müssen.

### 3.3 Bezugnahme bei Bildern

Ich habe argumentiert, dass Bilder als Zeichen aufgefasst werden müssen, die sich auf etwas beziehen oder für etwas stehen. Doch was das genau bedeutet, und wie es dazu kommt, dazu habe ich bisher nichts gesagt. Man könnte nun einwenden, dass das Wichtigste an Bildern dadurch im Dunklen bleibt. Wenn man nicht versteht, *wie* sich Bilder auf das Abgebildete beziehen, dann hat man Bilder noch nicht verstanden. Aber das ist nicht ganz richtig. Eine Erklärung des Bildbegriffes besteht darin, Verbindungen zu anderen Begriffen aufzeigen, und notwendige und hinreichende Bedingungen zu finden. Es muss gewährleistet sein, dass die Begriffe, mit denen man den Bildbegriff erklärt, unabhängig von diesem Begriff verstanden werden können. Aber es wäre zu viel verlangt, wenn man die Begriffe, mit denen man etwas erklärt, auch selbst wieder erklären müsste. „Bezugnahme“ ist ein Begriff, den wir unabhängig von Bildern verstehen, und daher eignet er sich zur Erklärung des Bildbegriffs. Auch nicht-verbale Zeichen und Sprache beziehen sich ja auf andere Dinge. Und in *dem gleichen* Sinne, wie wir davon sprechen, dass sich Wörter auf Gegenstände beziehen, so bezieht sich auch ein Bild auf das, was es abbildet. Bilder unterscheiden sich von Sprache oder Symbolen nicht dadurch, dass eine andere *Art* von Bezugnahme für sie gilt, sondern dadurch, dass sie zusätzlich noch andere Bedingungen erfüllen. Ich will den Bildbegriff mit Hilfe des *gleichen* Begriffs von Bezugnahme erklären, der auch für andere Zeichen gilt. Es handelt sich nicht um eine besondere Art von Bezugnahme, die nur bei Bildern zu finden ist.

Allerdings ist dieser „allgemeine Begriff“ von Bezugnahme nicht sehr klar, muss man zugeben. Bezugnahme hängt mit Bedeutung zusammen und wird häufig sogar als deren zentrales Element verstanden. Sätze, Beschreibungen, Informationen, Aufforderungen oder Zeichen haben für uns Bedeutung und sie können sich auch auf etwas beziehen. Das Gleiche gilt für intentionale Zustände wie Gedanken, Überzeugungen oder Gefühle. Aber „Bezugnahme“ oder auch „stehen für“ scheint dabei eher ein Überbegriff zu sein, als eine grundlegende Beziehung. Gedanken beziehen sich anders auf eine Person, als Sätze das tun, und eine definite Beschreibung wieder anders als ein Name. Hinzu kommen verschiedene Formen der Bezugnahme bei nicht-sprachlichen Zeichen wie Wegweiser, Thermometer oder Gesten. In manchen dieser Fälle kann man „sich beziehen auf“ übersetzen mit „für etwas stehen“ (der Name

steht für seinen Träger) aber in anderen Fällen klingt das nicht so gut (eine Beschreibung steht nicht für den beschriebenen Gegenstand). Manchmal bedeutet „sich beziehen auf“ so etwas wie „über etwas sein“ (Informationen oder Gedanken *über* einen Gegenstand) oder es bedeutet „von etwas handeln“ (eine Beschreibung handelt von Napoleon).

Obwohl ich „Abbildung“ mit Hilfe des Begriffes der Bezugnahme erklärt habe, will ich daher nicht behaupten, dass dieser Begriff in einer Weise „grundlegend“ ist und eine ganz bestimmte Beziehung benennt. Ich glaube im Gegenteil, dass „Bezugnahme“ ein recht ungenauer Ausdruck ist, der ganz von den Sprachspielen abhängt, in denen er verwendet wird, und nur im Zusammenhang mit Begriffen der Bedeutung, des Verstehens, oder Meinens sinnvoll ist. Aber dies will ich hier nicht diskutieren. Der Begriff der Bezugnahme ist für Bilder genau deshalb interessant, weil er stark genug und schwach genug zugleich ist, um Bilder zu charakterisieren. Er ist stark genug, weil er festlegt, dass Bilder im Zusammenhang von Bedeutung verstanden werden müssen. Und er ist schwach genug, weil er nicht genau festlegt, in welcher Hinsicht dieser Zusammenhang besteht. Anstatt den hoffnungslosen Weg zu gehen, den allgemeinen Begriff der Bezugnahme zu erklären, möchte ich daher an Hand von Beispielen zeigen, wie es dazu kommt, dass Bilder sich auf ganz bestimmte Dinge beziehen.

### **1 Bilder und Kommunikation**

Bedeutung und Bezugnahme tritt oft in Situationen auf, in denen Menschen miteinander kommunizieren. Sätze, Gesten oder Symbole bezieht sich meist nur dann auf etwas bestimmtes, wenn sie von Menschen verwendet werden, um etwas bestimmtes damit zu kommunizieren. Eine rote Fahne bezieht sich „alleine genommen“ auf nichts Bestimmtes. Aber wenn sie verwendet wird, um an einem Bahnübergang vor einem Zug zu warnen, dann bedeutet sie etwas und man kann sagen, dass sie sich auf den herannahenden Zug bezieht. Das liegt nicht an irgendwelchen besonderen physischen Eigenschaften der Fahne. Jeder andere Gegenstand, den man statt der Fahne schwenkte, würde sich genauso auf den Zug beziehen. Es ist die *Verwendung* als Warnung, also eine Verwendung in der Kommunikation, die dazu führt, dass manche Gegenstände etwas bedeuten und sich auf etwas beziehen.

Das ist auch bei vielen Bildern so. Bilder werden häufig dazu verwendet, um zu kommunizieren, d.h. um etwas mitzuteilen, um etwas zu beschreiben, um vor etwas zu

warnen, etc. Eine Werbefotografie macht z.B. auf ein bestimmtes Produkt aufmerksam, Bilder auf Verkehrsschildern warnen vor verschiedenen Gefahren und die Illustration in einem Lexikon informiert uns über das Aussehen eines Tigers. Bilder, die so verwendet werden, beziehen sie sich oft *wegen* dieser Verwendung auf bestimmte Dinge. Darin unterscheiden sie sich nicht von der roten Fahne. Die Fahne bezieht sich auf einen Zug, weil sie verwendet wird, um vor dem Zug zu warnen. Stellt man nun statt der Fahne ein Verkehrsschild mit einer Eisenbahn-Grafik an dem Bahnübergang, so bezieht sich diese Grafik ebenso auf die Züge. Das Bild wird verwendet, um vor einer Eisenbahn zu warnen und *deshalb* kann man sagen, dass sie sich auf eine Eisenbahn bezieht. Wegen ihrer Verwendung als Warnung vor einer Eisenbahn bezieht es sich auf die Eisenbahn.

Man könnte nun einwenden, dass hier zwei verschiedene Arten von Bezugnahme miteinander vermischt werden. Im einen Fall bezieht sich das Piktogramm auf eine Eisenbahn, weil es das Bild einer Eisenbahn ist, und im anderen Fall bezieht es sich auf eine Eisenbahn, weil es als Warnung vor einer Eisenbahn verwendet wird. Das eine ist eine Bezugnahme qua Bild, das andere eine Bezugnahme qua Verwendung.<sup>177</sup> Die beiden Bezugnahmen könnten ja auch verschieden sein. Das was abgebildet ist, muss nicht das sein, wovor gewarnt wird. Der Schrankwart könnte auch mit der Fotografie eines grimmigen Gesichtes vor dem Zug warnen. Dass sich das Bild auf ein Gesicht bezieht, kann dann nicht dadurch erklärt werden, dass vor einem Zug gewarnt wird.

Wir hätten es dann mit einer Unterscheidung zwischen semantischer und pragmatischer Bezugnahme zu tun, wie sie auch bei sprachlichen Ausdrücken auftritt. Wenn man auf einer Party behauptet „Annas Ehemann ist betrunken“ so kann man sich mit „Annas Ehemann“ auf Paul beziehen, der neben Anna steht, auch wenn es sich später herausstellt, dass Paul gar nicht Annas Ehemann ist. Man verwendet den Ausdruck so, dass er sich pragmatisch auf Paul bezieht. Aber semantisch bezieht sich der Ausdruck nicht auf Paul, sondern auf den wirklichen Ehemann von Anna. Die Verwendung eines Bildes legt also nur die pragmatische Bezugnahme fest, aber nicht dessen semantische Bezugnahme *als Bild*. Die Verwendung eines Bildes kann nicht erklären, warum sich ein Bild auf das Abgebildete bezieht, könnte man also einwenden.

Doch ich glaube, dieser Einwand ist aus verschiedenen Gründen nicht gerechtfertigt. Denn erstens folgt aus der Unterscheidung zwischen semantischer und pragmatischer

---

<sup>177</sup> Siehe Lopes, *Understanding Pictures*, S.88-89, allerdings macht er die Unterscheidung hinsichtlich „Sinn“ und nicht hinsichtlich „Bezugnahme“.

Bezugnahme ja nicht, dass sie nicht beide durch die Verwendung eines Ausdrucks entstehen.<sup>178</sup> Die Unterscheidung zwischen Semantik und Pragmatik könnte eine unterschiedliche Perspektive auf die Verwendung sein. Die Semantik von „Annas Ehemann ist betrunken“ könnte z.B. die Verwendung unter dem Aspekt von Wahrheit oder Falschheit sein, während die Pragmatik andere Verwendungsweisen betrifft. Semantische Bezugnahme könnte also ebenfalls durch eine bestimmte Art der Verwendung in der Kommunikation entstehen.

Zweitens folgt aus einer Unterscheidung zwischen Semantik und Pragmatik *bei Sprache* nicht unbedingt die gleiche Unterscheidung bei Bildern. Semantik hat vor allem mit Wahrheit und Falschheit zu tun und beide Begriffe lassen sich auf Bilder nur bedingt anwenden. Beispiele wie unsere rote Fahne zeigen, dass nicht bei allen Dingen, die wir als Zeichen verwenden, ein solcher Unterschied gegeben ist. Manchmal ist die „Semantik“ durch den Gebrauch gegeben.

Drittens will ich ja nicht behaupten, dass *alle* Bilder ihre Bezugnahme durch ihre Verwendung in der Kommunikation erhalten, sondern nur dass dies bei manchen Bildern der Fall ist. Die Fotografie eines zornigen Gesichts, das der Schrankwart zur Warnung schwenkt, könnte sich z.B. wegen bestimmter kausaler Beziehungen auf das fotografierte Gesicht beziehen und nicht wegen seiner Verwendung als Warnung. Daraus folgt aber nicht, dass auch die Grafik einer Eisenbahn sich wegen einer kausaler Beziehungen auf eine Eisenbahn beziehen muss. Bezugnahme kann auf unterschiedliche Weisen entstehen, und eine davon kann durch eine bestimmte Verwendung in der Kommunikation gegeben sein.

Viertens ist das, was man „semantische“ Bezugnahmen eines Bildes nennen kann, ja dadurch bestimmt, dass sich das Bild nicht nur darauf bezieht, sondern es auch abbildet. Der Unterschied zwischen Bezugnahme und Abbildung ist aber dadurch gegeben, dass es eine Regel gibt, die ein ähnliches Aussehen fordert. Nicht die Art und Weise der Bezugnahme entscheidet also darüber, ob sich ein Bild „semantisch“ auf etwas bezieht, sondern die Existenz einer Regel. Auch eine „pragmatische“ Bezugnahme könnte also dazu führen, dass ein bestimmter Gegenstand abgebildet ist.

Es spricht also nichts gegen die These, dass Bilder sich wegen ihrer Verwendung in der Kommunikation auf das beziehen, was sie abbilden. Aber was spricht dafür? Wenn

---

<sup>178</sup> Anhänger der „Ordinary Language“-Philosophie argumentieren z.B. dafür, dass die Bedeutung eines Ausdrucks (die Semantik) durch die Verwendung des Ausdrucks (Pragmatik) festgelegt wird.

die Verwendung einer farbigen Fläche dazu führen soll, dass sie sich auf etwas Bestimmtes bezieht, und es dann auch abbildet, dann müsste eine unterschiedliche Verwendung zu einer unterschiedlichen Abbildung führen. Und genau das ist z.B. bei unserem Warnschild der Fall. Es ist ein Zug abgebildet, weil damit vor einem Zug gewarnt wird. Das gleiche Schild könnte aber auch als Warnung vor Straßenbahnen verwendet werden, die ebenfalls so aussehen wie die Grafik auf dem Schild. Je nachdem wovor gewarnt wird, ist dann auch etwas anderes abgebildet. Warnt man mit dem Bild vor einem Zug, dann ist auch ein Zug abgebildet, warnt man vor einer Straßenbahn, so ist eine Straßenbahn abgebildet. Insbesondere bei Bildern mit einer klaren Funktion in der Kommunikation, kann sich die Bezugnahme je nach Funktion ändern, und dann ist auch jeweils etwas Verschiedenes abgebildet. Ein Männchen (♂) auf der Türe einer Männertoilette ist das Bild eines Mannes. In anderen Zusammenhängen z.B. auf dem Schild eines Fußgängerweges, könnte die gleiche Figur aber auch das Bild eines Fußgängers sein, unabhängig von seinem Geschlecht. Die Farbstruktur wird im einen Fall verwendet, um darauf hinzuweisen, dass dies die *Männertoilette* ist und im anderen Fall, dass dieser Weg für *Fußgänger* gedacht ist.

Einige Bilder haben im Verlauf ihrer Geschichte Unterschiedliches abgebildet. Manch katholisches Heiligenbild und manch römische Skulptur hat das Schicksal erlitten, bei politischem Wechseln kurzerhand „undefiniert“ zu werden. Was eben noch das Bild des einen Würdenträgers oder Heiligen war, ist nun das Bild eines anderen. Das Bild, das bisher verwendet wurde, um an den einen Würdenträger oder Heiligen zu erinnern oder ihm zu huldigen, hat nun eine andere Verwendung, wodurch es sich auf jemand anderen bezieht.

Nicht nur bei stilisierten Bildern entscheidet die Verwendung darüber, was abgebildet ist. Auch von manchen Details auf realistischen Bildern kann nur deshalb sagen, dass sie abgebildet sind, weil das Bild eine bestimmte Verwendung hat. Stellen wir uns ein Werbeplakat der Zigarettenfirma X vor, auf der eine rauchende Frau zu sehen ist. Bestimmte Farbstrukturen auf dem Bild sehen so aus wie eine Zigarette und beziehen sich auch darauf. Es ist also eine Zigarette abgebildet. Aber ist es eine Zigarette der Marke X? *Natürlich* ist eine Zigarette der Marke X abgebildet. Man kann das zwar nicht erkennen, aber die Werbung soll uns mitteilen, dass eine schöne Frau genau die Marke X raucht. Weil uns das Bild dies mitteilen soll, ist eine Zigarette der Marke X abgebildet. Wer glaubt, es sei eine Zigarette mit unbestimmter Marke

abgebildet, der hat das Bild falsch verstanden. Die Verwendung in der Kommunikation legt hier also die Bezugnahme fest, und somit auch das, was auf dem Bild abgebildet ist. Die Bezugnahme des Bildes muss hier auch nicht von der Entstehungsgeschichte des Bildes abhängen. Vielleicht hatte der Künstler beim Malen gar keine bestimmte Marke im Kopf, oder sogar eine andere. Vielleicht hat er das Bild auch verschiedenen Firmen angeboten. Das alles spielt nun keine Rolle mehr. Je nachdem, ob am Ende für Marke X oder Marke Y geworben wird, ist auch die Marke X oder Y abgebildet.

Wer für einen Gegenstand eine bestimmte Rolle in der Kommunikation festlegt, der legt damit häufig ganz automatisch dessen Bezugnahme fest. Wenn man z.B. festlegt, dass die Zuckerdose auf eine bestimmte Weise zur Darstellung der Fußballstrategie verwendet wird, dann legt man damit automatisch fest, worauf sie sich bezieht. Es gilt, dass aus der Stellung der Zuckerdose die Stellung eines bestimmten Spielers abgeleitet werden kann. Und ein solcher Zusammenhang reicht schon aus, um von „Bezugnahme“ auf diesen Spieler zu sprechen. Auch bei Bildern bedeutet „Bezugnahme“ oft nicht mehr, als dass sie auf eine Weise verwendet werden, die mit einem bestimmten Gegenstand in Zusammenhang steht. Man könnte z.B. ein Haus malen, um seinem Gesprächspartner dessen Form zu beschreiben. „Das Bild bezieht sich auf das Haus“ heißt dann nichts anderes, als dass das Bild verwendet wird, um etwas über *dieses* Haus auszusagen, und nicht über ein anderes.

Schon das Herstellen eines Bildes kann manchmal als Akt der Kommunikation aufgefasst werden, der festlegt, worauf es sich bezieht. Der Künstler will mit seinem Bild etwa eine Landschaft preisen. Das Bild bezieht sich dann auf eine ganz bestimmte Landschaft, weil er *diese* Landschaft preisen will, und keine andere. „Das Bild bezieht sich auf die Landschaft X“ bedeutet hier einfach, dass mit dem Bild die Landschaft X gepriesen werden soll.

Es gibt viele weitere Beispiele dafür, wie Bilder sich im Zusammenhang von Kommunikation auf Dinge beziehen können. Nicht *jede* Verwendung von Bildern in der Kommunikation hat Auswirkungen darauf, was darauf abgebildet ist. Und nicht immer, wenn etwas auf einem Bild abgebildet ist, ist das durch die Verwendung des Bildes in der Kommunikation begründet. Aber in vielen Fällen, lässt sich die Bezugnahme von Bildern auf eine solche Verwendung zurückführen.

## 2 Bilder als Träger kausaler Information

Bilder können Träger von Information sein, und sich aus diesem Grund auf den Gegenstand beziehen, von denen diese Information handeln. Wenn man z.B. in einem Gespräch eine Skizze verwendet, um seinem Gesprächspartner mitzuteilen, wie die heimische Stehlampe aussieht, dann ist das Bild Träger dieser Information über die Lampe. Es wird in der Kommunikation verwendet, um Informationen über einen bestimmten Gegenstand zu übermitteln, und daher kann man sagen, dass sich das Bild auf diesen Gegenstand *bezieht*, wie wir im letzten Abschnitt gesehen haben. Träger von Information zu sein, entspricht häufig eine bestimmte Verwendungsweise in der Kommunikation, und dadurch kann es Bezugnahme geben.

Aber Information gibt es nicht nur im Zusammenhang mit Kommunikation. Wer Rauch sieht, der kann die Information gewinnen, dass in der Nähe ein Feuer sein muss. Eine Verwendung in der Kommunikation ist hier nicht gegeben, denn der Rauch wird ja nicht *verwendet*, um irgendetwas zu kommunizieren. Stattdessen schließen wir von dem Rauch auf das Feuer, weil wir vermuten, dass es den Rauch *verursacht* hat. Eine Wirkung (der Rauch) kann also Informationen über ihre Ursache (das Feuer) tragen. Der Rauch ist in einem kausalen Sinne der Träger der Information, dass da ein Feuer ist. Dadurch *bezieht* sich der Rauch auch auf das Feuer, denn er trägt Informationen *über* das Feuer. Rauch steht für Feuer, sagt man.<sup>179</sup>

„Kausale“ Informationen über einen Gegenstand erhält man, wenn man von einer bestimmten Wirkung auf eine bestimmte Ursache schließen kann. Der Rauch trägt die Information, dass da ein Feuer ist, weil wir „kausal“ von dem Rauch schließen können, dass da ein Feuer ist. Damit der Rauch Träger dieser Information ist, ist es nicht notwendig, dass tatsächlich jemand diese Schlussfolgerung zieht. Ein Gegenstand, bzw. ein Zustand, trägt Informationen, wenn es *prinzipiell* möglich ist, die Kausalkette zurückzuverfolgen und *prinzipiell* möglich ist, Erkenntnisse über bestimmte Ursachen zu gewinnen. Informationen in diesem Sinne kann man rein „naturalistisch“ verstehen: Ein Zustand S trägt die Information, dass p, genau dann, wenn p eine notwendige

---

<sup>179</sup> Vertreter von „naturalisierten“ Theorien der Bezugnahme argumentieren sogar, dass Bezugnahme *selbst* eine Art kausaler Beziehung sei. Siehe Dretske, *Knowledge and the Flow of Information* oder Fodor, *A Theory of Content and Other Essays*, Kapitel 3 und 4.

Bedingung für S ist.<sup>180</sup> Der Rauch enthält die Information, dass da ein Feuer ist, weil ein Feuer eine notwendige Bedingung für den Rauch ist.

Auch Bilder können Träger von kausalen Informationen sein, so dass es möglich ist, Rückschlüsse hinsichtlich ihrer Ursachen zu ziehen. Wenn sie jedoch Informationen darüber tragen, dann beziehen sie sich auch darauf. Und so kann auch ihre Bezugnahme auf den abgebildeten Gegenstand in vielen Fällen durch die kausalen Zusammenhänge von Bildern erklärt werden. Auf Bildern kann etwas Bestimmtes abgebildet sein, weil sie kausale Informationen darüber tragen.

Besonders deutlich ist das bei Fotografien, die ja definitionsgemäß durch eine kausale Kette mit den fotografierten Objekten verbunden sind. Das Foto einer Stehlampe ist nicht nur von der Stehlampe verursacht, sondern trägt außerdem auch kausale Informationen *über* die Stehlampe. Die Farbstrukturen auf der Fotografie lassen nämlich kausale Rückschlüsse auf Eigenschaften der Lampe zu. Welche Rückschlüsse das genau sind, hängt von den Eigenschaften der Fotografie ab, und der Kausalkette, die zu dem fotografierten Objekt führt. Wenn die kausale Kette zwischen Stehlampe und Fotografie z.B. ihren Weg durch einen Entwicklungsprozess genommen hat, der Farben ganz besonders authentisch wiedergibt, dann kann man genaue Rückschlüsse von der Fotografie auf die Farbe der Stehlampe machen. Ist die Qualität des Entwicklungsprozesses dagegen zweifelhaft, dann kann man diese Informationen nicht gewinnen. Allgemein gesprochen weisen Fotografien also Eigenschaften auf, die kausal von den Eigenschaften des fotografierten Objektes abhängen. Wenn man die Fotografie gegeben hat, kann man also Rückschlüsse auf das fotografierte Objekt ziehen. Fotografien können daher als Informationsträger *über* das fotografierte Objekt auffassen und in diesem Sinne *beziehen* sie sich auch darauf. Alleine auf Grund ihrer kausalen Eigenschaften, kann man also sagen, dass Fotografien sich auf die fotografierten Dinge, d.h. die abgebildeten Dinge beziehen.<sup>181</sup>

---

<sup>180</sup> Siehe z.B. Dretske, *Explaining Behavior*; und Dretske, *Knowledge and the Flow of Information*. Natürlich muss für einen solchen Ansatz der Begriff der „notwendigen Bedingung“ näher charakterisiert werden, denn es handelt sich dabei um eine kausale und nicht um eine logische Notwendigkeit.

<sup>181</sup> Muss eine Fotografie kausale *Informationen* über etwas tragen, damit sie sich darauf *bezieht*? Reicht es nicht aus, dass sie davon *verursacht* wurde? Seel, *Fotografien sind wie Namen*, argumentiert, dass Fotografien sich so wie Namen auf die fotografierten Dinge beziehen. Die Bezugnahme sei alleine durch die kausale Kette gegeben. Der beschreibende Gehalt (die Information) sei davon unabhängig und entstehe durch „zusätzliche“ Konventionen oder Verwendungen, so Seel. Doch eine kausale Kette alleine führt noch nicht dazu, dass man von Bezugnahme sprechen kann (auch bei Namen nicht). Man kann von

Natürlich folgt nicht umgekehrt, dass auf einer Fotografie *alle* Dinge abgebildet sind, über die sie Informationen tragen. Informationen über *X* zu tragen, ist nicht hinreichend dafür *X* abzubilden. Rauch ist kein *Bild* des Feuers, und auch eine Fotografie ist kein Bild aller Gegenstände, auf die sie sich im kausalen Sinne bezieht. Denn nicht jede Bezugnahme ist eine Abbildung, sondern eben nur solche, für die auch die Regel eines ähnlichen Aussehens erfüllt ist. Die Fotografie von einer Rauchwolke trägt z.B. die kausale Information, dass da Rauch war, aber sie trägt ebenfalls die kausale Information, dass da ein Feuer war. Das ist einfach ein weiterer Schritt zurück in der Kausalkette, die zu der Fotografie führt. Doch der Rauch ist im Gegensatz zum Feuer auch *abgebildet*. Die Fotografie hat mit dem Feuer nämlich kein gemeinsames Aussehen, und es gibt auch keine Regel, die das Aussehen der Fotografie mit dem Aussehen des Feuers verbindet. Für den Rauch ist diese Bedingungen dagegen erfüllt. Die Fotografie bezieht sich auf den Rauch, weil sie kausale Informationen darüber trägt. Sie sieht außerdem in bestimmter Hinsicht so aus, wie der Rauch. Und zuletzt gibt es „Regeln“, die ein ähnliches Aussehen von der Fotografie und dem fotografierten Rauch festlegen.<sup>182</sup> Durch den Aufbau der Kamera ist festgelegt, dass Bild und Abgebildetes ein bestimmtes gemeinsames Aussehen haben. In einem gewissen Sinne haben diese Gesetzmäßigkeiten, die ein ähnliches Aussehen festlegen sogar eine *normative* Kraft. Die Kamera wurde ja gebaut, damit sie ähnlich aussehende Bilder erzeugen *soll*. Geschieht das nicht, dann funktioniert sie nicht richtig. Man kann daher mit Blick auf die Kamera sagen, dass es auch bei einer Fotografien eine normative Regel gibt, dass sie so ähnlich aussehen soll, wie das, was darauf abgebildet ist. Das richtige Verständnis einer Fotografie hängt, genau wie bei Gemälden, davon ab, dass man versteht, *welche* Regeln gelten, d.h. hinsichtlich welcher Eigenschaften Fotografie und fotografiertes Objekt ähnlich aussehen müssen. Auch Fotografien sehen ja nur hinsichtlich ganz bestimmter Eigenschaften so ähnlich aus wie das, was sie abbilden. Man darf z.B. nicht glauben, der unscharfe Hintergrund auf einer Fotografie zeige Objekte, die auch in der

---

einem Feuer nicht sagen, dass es sich auf den Kurzschluss bezieht, der es verursacht hat. Denn das Feuer trägt keine Informationen über diesen Kurzschluss.

<sup>182</sup> Bezugnahme zusammen mit einem ähnlichen Aussehen ist ohne solche Regeln auch bei kausaler Bezugnahme nicht hinreichend dafür, dass etwas ein Bild ist. Jemand könnte mit seiner digitalen Kamera direkt die Sonne fotografieren und dadurch einen Schutzmechanismus auslösen, der eine rote Warnscheibe auf dem Display zeigt. Die Scheibe bezieht sich auf die Sonne, weil es Informationen darüber trägt (nämlich, dass sie zu hell zum fotografieren ist), und es ähnelt auch der Sonne, aber es bildet sie nicht ab. Denn es gibt keine Regel, die ein gemeinsames Aussehen von Bild und abgebildetem Gegenstand festlegt.

Wirklichkeit unscharfe Konturen haben. Ansonsten hätte man die Fotografie falsch verstanden. Es gibt nämlich keine Regel (d.h. keine Gesetzmäßigkeiten der Kamera), die ein gemeinsames Aussehen von Bild und Abgebildeten *in dieser Hinsicht* festlegt. Die optischen Gesetze und der Aufbau der Kamera legen nicht fest, dass im Hintergrund hinsichtlich scharfer Konturen ein ähnliches Aussehen erreicht wird. Auch Verzerrungen, die durch eine Weitwinkellinse entstehen, darf man nicht falsch verstehen. Es gibt keine Gesetzmäßigkeiten, die ein ähnliches Aussehen *in dieser Hinsicht* festlegen. Die abgebildeten Dinge sehen in Wirklichkeit nicht ebenfalls verzerrt aus. Das gleiche gilt für die absolute Größe der abgebildeten Dinge. Man hat Fotografien gründlich missverstanden, wenn man glaubt, dass auf kleineren Fotografien kleinere Dinge abgebildet werden. Das Verständnis von Fotografien hängt also wie bei allen Bildern davon ab, dass man versteht, hinsichtlich welcher Eigenschaften ein ähnliches Aussehen zu erwarten ist.

Nicht nur Fotografien beziehen sich auf den abgebildeten Gegenstand, weil sie kausale Informationen darüber tragen, sondern auch viele andere Bilder. Auch bei einem gemalten Bild kann man ja kausale Rückschlüsse über das gemalte Objekt machen. Das trifft vor allem dann zu, wenn der Künstler nach bestimmten Regeln vorgegangen ist, die das Bild mit dem abgebildeten Gegenstand verbinden. In einem solchen Fall, kann man den Maler nämlich als ein Glied in der Kausalkette zwischen Bild und gemaltem Objekt auffassen. Wenn der Maler z.B. streng nach den Regeln der Zentralperspektive gemalt hat, dann trägt das Bild bestimmte kausale Informationen über räumliche Eigenschaften des gemalten Gegenstands. Es weist Eigenschaften auf, die Rückschlüsse auf den gemalten Gegenstand zulassen.

Im Prinzip ist *jedes* Bild Träger von „kausalen“ Informationen über den abgebildeten Gegenstand. Es gilt nämlich für jedes Bild die Regel, dass Bild und Abgebildetes ähnlich aussehen sollen. Wenn man Kausalität nun in einem schwachen Sinne einfach als „*conditio sine qua non*“ interpretiert<sup>183</sup>, dann tragen alle Bilder kausale Informationen über das Aussehen des abgebildeten Gegenstandes: Wenn der abgebildete Gegenstand *nicht* hinsichtlich einer bestimmten Eigenschaft so ausgesehen hätte, dann würde auch das Bild nicht so aussehen. Das folgt aus dieser Regel. Von

---

<sup>183</sup> Ein guter Anhaltspunkt dafür, dass man von einer kausalen Beziehung sprechen kann, sind kontrafaktische Konditionalaussagen im Sinne einer *conditio sine qua non*. A verursacht B, genau dann wenn: wenn A nicht gewesen wäre, dann wäre auch B nicht gewesen (siehe z.B. Lewis, *Causation*).

einem bestimmten Aussehen des Bildes kann man „kausale“ Rückschlüsse (im Sinne einer *conditio sine qua non*) auf das Aussehen des abgebildeten Gegenstandes machen. Alleine aus diesem Grund, weil es die Regel des gemeinsamen Aussehens gibt, kann man von Bildern sagen, dass sie Informationen über den abgebildeten Gegenstand tragen, und daher auch, dass sie sich auf den abgebildeten Gegenstand beziehen. Fast scheint es also, als ob es gar nicht nötig wäre, an Bilder die *Bedingung* zu stellen, dass sie Zeichen sind. Wenn nämlich die zweite Bedingung erfüllt ist, dass es also eine Regel gibt, die ein ähnliches Aussehen von Bild und Abgebildetem festlegen, dann *folgt* daraus, dass sich das Bild auf das Abgebildete bezieht. Das Bild ist Träger von Informationen über das Aussehen eines Gegenstandes, und bezieht es sich auch auf diesen Gegenstand. Im Prinzip ist das auch richtig. Doch es ist fraglich, ob sich die Regeln eines ähnlichen Aussehens wiederum formulieren lassen, ohne den Begriff der Bezugnahme vorauszusetzen. Man kann jedes Bild als Träger von Informationen über den abgebildeten Gegenstand auffassen. Aber das zeigt lediglich, dass die Bezugnahme eines Bildes, d.h. seine Rolle als Zeichen, nicht unabhängig davon ist, dass Bilder auch „Nachahmungen“ sind, und somit das Aussehen der abgebildeten Dinge aufweisen.

### **3 Beziehungskonflikte**

Kommunikative und kausale Bezugnahme können bei dem gleichen Bild verschieden sein und miteinander in Konflikt geraten. Es kann dann „kommunikativ“ etwas anderes abgebildet sein, als „kausal“ abgebildet ist. Jemand könnte z.B. eine *Eisenbahn* (z.B. eine Diesellok) schematisch abmalen, aber das Bild dann später verwenden, um vor einer *Straßenbahn* zu warnen. Vielleicht wurde inzwischen ganz vergessen, dass die Vorlage mal eine Diesellok gewesen ist. Im kausalen Sinne bezieht sich das Bild dann auf die Diesellok, weil diese als Vorlage diente und das Bild kausale Informationen darüber trägt. Im kommunikativen Sinne bezieht sich das Bild jedoch auf eine Straßenbahn, weil es verwendet wird, um vor einer Straßenbahn zu warnen. Das Bild bezieht sich auf zwei verschiedene Weisen auf zwei verschiedene Dinge. Außerdem sind die beiden Dinge auch jeweils *abgebildet*, denn in beiden Fällen gibt es eine Regel des ähnlichen Aussehens: Der Maler hatte zum Ziel, dass sein Bild so ähnlich aussieht wie eine Diesellok, und man will mit dem Bild vor der Straßenbahn warnen, weil diese so ähnlich aussieht wie die Grafik. Das Bild kann also auf zwei verschiedene Weisen verstanden werden. Im „kausalen“ Sinne ist eine Eisenbahn abgebildet und im

„kommunikativen“ Sinne eine Straßenbahn. Die Abbildung ist mehrdeutig, kann man sagen.

Die Unterscheidung zwischen kausaler und kommunikativer Abbildung ist aus der Kunst gut bekannt und tritt immer dann auf, wenn das Modell, das für ein Bild gesessen hat, nicht mit dem „Sujet“ des Bildes zusammenfällt. Es ist z.B. bekannt, dass Rembrandts Geliebte Hendrickje Stoffels als Modell für das Bild „Bathseba“<sup>184</sup> diente. In einem kausalen Sinne bezieht sich das Bild auf Hendrickje Stoffels, denn es trägt kausale Informationen über diese. Es ist auch eine Abbildung von Hendrickje Stoffels, weil es so ähnlich aussieht wie diese, und auch so ähnlich aussehen soll. Auf dem Bild ist im kausalen Sinne Hendrickje Stoffels abgebildet. In einem „kommunikativen“ Sinn handelt es sich jedoch (auch) um ein Bild der Königin Bathseba. Es war Rembrandts Absicht, dass sich das Bild auf die Königin beziehen soll, d.h. dass es als etwas verwendet wird, was sich auf Bathseba bezieht. Und auch für diese Bezugnahme gilt die Bedingung des ähnlichen Aussehens. Das Gemälde soll so verstanden werden, dass Bathseba so aussieht, wie auf dem Bild gezeigt. Bathseba ist also ebenfalls abgebildet, wenn auch in einem anderen Sinne.

Ich glaube, solche Mehrdeutigkeiten bei Bildern müssen hingenommen werden. Es wäre unplausibel, das eine als primäre, das andere als sekundäre Abbildung zu verstehen.<sup>185</sup> Je nach Interesse kann uns das eine oder das andere wichtiger sein. Außerdem können nicht nur kausale und kommunikative Bezugnahmen miteinander in Konflikt geraten, sondern auch verschiedene kommunikative oder verschiedene kausale Bezugnahmen untereinander. Kommunikative Bezugnahme kann sich ja über die Zeit verändern, wie wir am Beispiel der „umdefinierten“ Heiligenfiguren gesehen haben. Man kann sich leicht vorstellen, dass Protestanten und Katholiken am Ende verschiedener Ansicht sind, wer denn nun abgebildet ist. Ein Zeichen, dessen Bezugnahme durch Konventionen bestimmt ist, ändert seine Bezugnahme, wenn sich die Konventionen ändern, die für es gelten. Das gilt auch für Bilder. Sogar in kausaler Hinsicht kann manchmal Verschiedenes abgebildet sein. Einen Schattenriss kann man als Bild *eines Schattens* oder als Bild *einer Person* auffassen. Beiden ähnelt es und über beide trägt es Informationen. Je nachdem, wie man das Bild auffasst, bildet es etwas Unterschiedliches ab.

---

<sup>184</sup> Bathseba, 1654, Paris, Musée National du Louvre.

<sup>185</sup> Wie es z.B. Lopes, *Understanding Pictures* S.164-165 versucht.

#### 4 Bilder als Ersatzgegenstände und Metaphern

Bilder können also durch „kommunikative Bezugnahme“ und durch „kausale Bezugnahme“ bestimmte Dinge abbilden, was zu Mehrdeutigkeiten führen kann. Aber damit sind noch lange nicht alle Formen der Bezugnahme, durch die Abbildung entsteht, erfasst. Ernst Gombrich vergleicht Repräsentationen z.B. mit Substituten oder „Ersatzgegenständen“.<sup>186</sup> Ein Steckenpferd, also ein Stock mit einem Pferdekopf darauf, ersetzt für ein Kind ein echtes Pferd. Es kann z.B. darauf reiten wie auf einem echten Pferd. Es ist also ein Pferde-Substitut, weil es für das Kind die Stelle eines Pferdes einnimmt. Und Gombrich behauptet nun, dass es dadurch auch ein Pferd *repräsentiere*. Die Repräsentation sei hier so etwas wie ein Ersatzgegenstand.

Auch Bilder kann man als Substitute verstehen, so Gombrich weiter. Der Übergang von einem Steckenpferd zu einem Pferde-Bild sei gewissermaßen fließend. Beide *stehen für* ein Pferd, weil sie ein Pferd ersetzen können. Gombrich versucht diesen Zusammenhang mit der kunstgeschichtlichen Entwicklung zu erklären. In früheren Kulturen seien Repräsentationen und repräsentierte Gegenstände etwas sehr Ähnliches gewesen. Ein Mensch aus Ton sei selbst so etwas wie ein Mensch gewesen. Der Unterschied zwischen „ein Mensch sein“ und „für einen Menschen stehen“ habe sich erst im Laufe der Geschichte herausgebildet. Der Zusammenhang zwischen einer Repräsentation und einem repräsentierten Gegenstand sei daher noch heute dadurch geprägt, dass das eine das andere in gewisser Hinsicht ersetzen könne.

Aber ist das richtig? Zunächst einmal sind Zweifel angebracht, ob in „frühen Kulturen“ der Unterschied zwischen einem Menschen aus Ton und einem wirklichen Menschen tatsächlich so undeutlich war. Außerdem folgt aus einer Verwandtschaft, die es früher einmal zwischen zwei Begriffen gab, noch nicht, dass es diese Verwandtschaft noch heute gibt. Schon im Zusammenhang von Ovids „Pygmalion“ wurde deutlich, dass Bilder den abgebildeten Gegenstand eben *nicht* ersetzen können. Zu groß ist der Unterschied zwischen den beiden. Ganz abgesehen davon, ist eine Ersatzfunktion auch nicht das *Ziel* der allermeisten Bilder. Ein Strichmännchen soll keinen Menschen ersetzen, das Bild einer Banane keine Banane, und das Bild einer entfernten Galaxie keine Galaxie. Zwar gibt es Bilder, die eine solche Ersatzfunktion einnehmen: Die gemalte Palme an der Wand eines Hallenschwimmbads soll z.B. eine echte Palme

---

<sup>186</sup> Gombrich, *Meditations on a Hobby Horse*.

ersetzen. Aber es ist fraglich, ob die Funktion als Ersatzgegenstand erklären kann, warum die Farbstruktur an der Wand ein Bild ist. Die Erklärung scheint eher umgekehrt zu verlaufen: Weil sie das Bild einer Palme ist, kann sie eine Palme ersetzen. Eine solche Erklärung könnte sich z.B. auf das gemeinsame Aussehen stützen. Repräsentation oder Abbildung kann noch aus einem weiteren Grund schlecht durch ihre Funktion als Ersatzgegenstände erklärt werden. Denn die meisten Ersatzgegenstände sind ja gar keine Bilder oder Repräsentationen. Eine Schraube, die einen Nagel ersetzt, bildet diesen nicht ab und bezieht sich nicht einmal darauf. Etwas zu ersetzen ist etwas ganz anderes als etwas zu repräsentieren. Warum sollte Repräsentation also dadurch erklärt werden können?

Trotzdem enthält Gombrichs Idee einen wahren Kern. Die Beziehung zwischen einem Bild und dem abgebildeten Gegenstand ist nämlich häufig eine sehr enge Form von „Bezugnahme“. Wenn wir beschreiben, was auf Bildern abgebildet ist, dann scheinen wir uns manchmal direkt *auf das Bild* zu beziehen. Wenn man z.B. über ein Strichgesicht sagt „Da ist ein Gesicht“ dann *identifizieren* wir das Bild gewissermaßen mit einem Gesicht. Auch Aussagen über das Gesicht, wie z.B. „Es lächelt“ scheinen sich nicht von einem *anderen* Gesicht zu handeln, auf das sich das Bild nur *bezieht*, sondern wir wollen etwas über *dieses* konkrete Strichgesicht selbst aussagen.

Diese Unmittelbarkeit habe ich bisher dadurch erklärt, dass das Strichgesicht Ähnlichkeiten mit einem Gesicht aufweist. Das Strichgesicht hat in bestimmter Hinsicht das Aussehen eines wirklichen Gesichts. Wenn man also das (abgebildete) Gesicht beschreibt, dann beschreibt man nicht nur etwas, auf das sich das Bild als Zeichen *bezieht*, sondern man beschreibt zugleich das Aussehen des Bildes selbst, das man vor Augen hat. Aber das scheint nicht weit genug zu gehen. Wenn man das Strichgesicht beschreibt, dann hat man in *keinerlei* Hinsicht ein *anderes* Gesicht im Sinne, könnte man sagen. Es scheint keinen „Gegenstandsbereich“ zu geben, auf den sich die Zeichnung bezieht. Die Behauptung „das Gesicht lächelt“ scheint sich *nur* auf das Strichgesicht zu beziehen, und in *keinerlei* Hinsicht auch auf ein wirkliches Gesicht. Aber wie kann ein Strichgesicht im wörtlichen Sinne lächeln? Ist das nicht eine Eigenschaft, die nur auf echte Gesichter zutreffen kann? „Es lächelt“ wäre dann in einem „übertragenen“ Sinne zu verstehen, gleichsam metaphorisch. Die Beschreibung der abgebildeten Dinge wäre dann eine Beschreibung des Bildes selbst (der konkreten Farbstrukturen) mit Begriffen, die in einem übertragenen Sinne verwendet werden.

Das Modell lautete also folgendermaßen: Bilder beziehen sich nicht auf die abgebildeten Dinge, sondern wir identifizieren sie auf eine Weise damit. Man nimmt gegenüber dem Bild eine Einstellung ein, wie zu dem abgebildeten Gegenstand selbst, könnte man sagen. Die Beschreibung der abgebildeten Dinge ist keine Beschreibung von Dingen, auf die sich ein Bild bezieht, oder für die es steht, sondern eine Beschreibung des physischen Bildes selbst, mit Begriffen, die in einem übertragenen Sinne verwendet werden. Die abgebildeten Dinge zu beschreiben ist dann eine Art metaphorische Beschreibung des Bildes selbst.<sup>187</sup>

Bilder sind ja nicht die einzigen Dinge, die wir *als etwas anderes* beschreiben können. „Er will nicht“ sagt man von seinem Computer, und „identifiziert“ ihn dabei mit einem Lebewesen, das einen eigenen Willen hat. Oder man kann eine Stadt als Organismus beschreiben, oder einen Menschen als eine Blume. Solche Beschreibungen im „übertragenen Sinne“ können ein Vergleich sein, bei dem man auf bestimmte gemeinsame Eigenschaften anspielen will, bis hin zur echten Metapher, bei der sich zu Grunde liegende Gemeinsamkeiten gar nicht mehr in Worte fassen lassen. Manche Begriffe scheinen in einem übertragenen Sinne einfach „zu passen“, obwohl sie im wörtlichen Sinne falsch sind. Ausgangspunkt für solche Beschreibungen im übertragenen, metaphorischen Sinne ist eine Art „*Identifizierung*“ der Beschreibung mit dem beschriebenen Gegenstand. Eine Bezugnahme oder ein „stehen für“ reicht dafür nicht aus. Die Frage lautet also, ob Bilder sich tatsächlich als Zeichen auf die abgebildeten Gegenstände *beziehen*, oder ob sie nicht stattdessen mit diesen „*identifiziert*“ werden.

Ich glaube, dass beides der Fall sein kann, und ich glaube außerdem, dass die beiden Fälle nicht sehr scharf voneinander zu trennen sind. Die architektonische Zeichnung eines Hauses *bezieht* sich eher auf ein Haus, als dass man sie mit dem Haus selbst identifiziert. Das gleiche gilt z.B. für das Zielfoto bei einem 100m Lauf. Man will nicht metaphorisch sagen „Diese Farbstruktur hier gewinnt gerade das Rennen“, sondern das Bild bezieht sich auf einen Gegenstandsbereich, dem zwei bestimmte Läufer angehören. Ein Strichgesicht fassen wir dagegen nicht unbedingt als etwas auf, was sich auf etwas anderes *bezieht*, sondern eher als etwas, das selbst eine Art Gesicht *ist* (wie ja der Name

---

<sup>187</sup> Das muss nicht nur für die *Beschreibung* eines Bildes gelten, sondern könnte auch für andere Verhaltensweisen gegenüber dem Bild gelten. Man kann zu Bildern in einem „übertragenen Sinne“ beten, sie beschimpfen und küssen, als ob man den abgebildeten Gegenstand selbst vor Augen hätte.

ja schon sagt). In solchen Fällen ist man auch bereit, der abgebildeten Figur auch Eigenschaften *des Bildes* zuzuschreiben. „Das Gesicht lächelt und besteht aus schwarzen Linien“, könnte man von dem Strichgesicht sagen. Aber man würde bei der Architekturzeichnung nicht sagen: „Das Haus hat eine gewagte Fensterfront und besteht aus schwarzen Linien“.

Bei vielen Bildern ist es jedoch eine graduelle Frage, wie weit der abgebildete Gegenstand mit dem Bild selbst identifiziert wird, oder ob es sich nur darauf bezieht, oder dafür steht. Das hängt auch damit zusammen, welche Einstellung man gegenüber dem Bild einnimmt. Man kann fast jedes Bild „nüchtern“ betrachten, also als Zeichen für etwas anderes. Und man kann fast jedem Bild gegenüber die Einstellung einnehmen, es sei der abgebildete Gegenstand selbst. Im Grunde ist auch der Begriff „Zeichen“, „Bezugnahme“ oder des „stehen für“ so weitgefasst, dass auch eine Art Identifizierung mit dem Bezeichnetem darunter fällt. Die Pappfigur in einem Schießstand steht ja für einen Gegner, weil wir sie mit einem Gegner identifizieren. Und Gombrichs Steckenpferd bezieht sich auf ein Pferd und steht für ein Pferd, weil es in der Vorstellungswelt des Kindes mit einem Pferd identifiziert wird. Die Zeichenbeziehung zwischen einem Bild und dem abgebildeten<sup>188</sup> Gegenstand ist manchmal eine Art der Identifizierung.

Auch ein Bild, das mit dem Abgebildeten „identifiziert“ wird, muss die Bedingung eines ähnlichen Aussehens erfüllen, damit es ein Bild genannt werden kann. Nicht *jede* „Identifizierung“ macht einen Gegenstand zu einem Bild von etwas, und nicht jede Beschreibung in einem übertragenen Sinne macht aus dem so beschriebenen Gegenstand ein Bild. Die Stadt ist kein Bild eines Organismus, nur weil sie als Organismus beschrieben wird. Nur dann, wenn die beiden Gegenstände, die miteinander „identifiziert“ werden, auch einander ähnlich sind, kann man von einem Bild oder einer Abbildung sprechen. Eine rote Scheibe, die man im übertragenen Sinne mit „das ist eine Sonne“ beschreiben kann, identifiziert man nicht nur mit einer Sonne, sondern man lässt sich dabei auch von der Ähnlichkeit mit einer Sonne leiten. Man fasst die Scheibe also

---

<sup>188</sup> In den Fällen, wo Bilder mit den abgebildeten Dingen „identifiziert“ werden, spricht man normalerweise auch nicht von einem „Abbilden“. Wenn etwas *abgebildet* ist, dann geht man normalerweise davon aus, dass es einen Gegenstand gibt, der unabhängig vom Bild existiert. Das Strichgesicht ist also kein *Abbild* eines Gesichtes, weil es kein anderes unabhängiges Gesicht gibt, auf das es sich bezieht. „Es ist das Bild eines Gesichtes.“ oder „Es ist das Bild von einem Gesicht“ ist also eine neutralere Formulierung.

als Bild einer Sonne auf. Wenn man dagegen die gleiche Scheibe wegen ihrer aggressiven, ins Auge stechenden Farbe im übertragenen Sinne mit „Das ist ein Dolch“ beschreibt, dann fasst man sie nicht als *Bild* eines Dolches auf. Ein gemeinsames Aussehen ist zwar keine Voraussetzung für Metaphern, aber sie ist eine Voraussetzung dafür, dass ein Gegenstand ein Bild von etwas ist.<sup>189</sup>

## 5 Bilder und Vorstellungen

Was auf Bildern abgebildet ist, hängt manchmal damit zusammen, welche Vorstellungen sie bei uns hervorrufen sollen. Um diesen Zusammenhang zu erklären, wählt Kendall Walton<sup>190</sup> den gleichen Ausgangspunkt wie Gombrich: Ein Kind spielt mit einem Gegenstand, z.B. einer Puppe, und dadurch repräsentiert der Gegenstand ein Baby. Der Grund, so Walton, ist jedoch nicht, dass die Puppe beim Spielen ein wirkliches Baby *ersetzt*, sondern dass das Kind sich *vorstellt*, die Puppe sei ein Baby.<sup>191</sup> Die zentrale Funktion von Repräsentationen besteht laut Walton darin, bestimmte Vorstellungen in uns hervorzurufen.

Nehmen wir an, eine Gruppe von Kindern läuft durch den Wald. Spielerisch wird festgelegt, dass alle Baumstümpfe Bären seien.<sup>192</sup> Stoßen die Kinder nun auf einen Baumstumpf, dann gilt, „dass da ein Bär ist“. Natürlich ist das keine Aussage, die wörtlich genommen wahr ist. Auch die Kinder können zwischen dem Baumstumpf und einem wirklichen Bären unterscheiden. „Da ist ein Bär“ ist nur in einem „fiktionalen“ Sinne wahr, wie Walton es nennt, und solche *fiktionalen Wahrheiten* sind für ihn

---

<sup>189</sup> Wenn man Bilder als Metaphern auffassen will, dann muss man berücksichtigen, dass es dafür zwei völlig verschiedene Ansätze dafür gibt. Man kann entweder das Bild in einem übertragenen Sinne als etwas beschreiben, was es nicht ist (wie oben gezeigt). Oder aber man fasst das Bild selbst als metaphorische Beschreibung der Gegenstände auf, auf die es sich bezieht. Man sagt also nicht metaphorisch von dem Bild, es sei Napoleon, sondern man sagt metaphorisch von Napoleon, er sei dieses Bild. Das sind ja zwei ganz verschiedene Fälle. Von einem See zu sagen, er sei ein blauer Saphir, ist etwas anderes als von einem blauen Saphir zu sagen, er sei ein See. Ein Bild kann man eine metaphorische Beschreibung des abgebildeten Gegenstandes nennen, weil das Aussehen des Bildes nicht „wörtlich“, sondern nur „in einem übertragenen Sinne“ auf den abgebildeten Gegenstand zutrifft. Auch hier ein ähnliches Aussehen jedoch die Bedingung dafür, dass man es überhaupt mit einem Bild zu tun hat, und nicht nur mit einem metaphorischen Gegenstand.

<sup>190</sup> Walton, *Mimesis as Make-Believe*.

<sup>191</sup> Man kann auch Metaphern so verstehen, dass man sich dabei eine Sache als eine andere vorstellt. Siehe z.B. Moran, *Seeing and Believing: Metaphor, Image, and Force* oder Gaut, *Metaphor and the Understanding of Art*, Walton, *Metaphor and Prop Oriented Make-Believe*. Waltons Ansatz kann man daher als eine spezielle Ausarbeitung dessen verstehen, was wir im letzten Kapitel besprochen haben. Allerdings „identifiziert“ Walton nicht das Bild mit dem Abgebildeten, sondern die Wahrnehmung des Bildes mit der Wahrnehmung des Abgebildeten, wie wir gleich sehen werden.

<sup>192</sup> Das Beispiel findet sich bei Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 22.

*vorgestellte Wahrheiten*. Die Kinder stellen sich vor, da sei ein Bär, so wie das Kind mit einer Puppe im Arm sich vorstellt, es halte ein Baby im Arm. Genauer gesagt, ist der Zusammenhang zwischen einer fiktionalen Wahrheit und den entsprechenden Vorstellungen laut Walton *normativ*. Eine fiktionale Wahrheit schreibt vor, was man sich in einem Spiel vorstellen *soll*. Wenn es fiktional wahr ist, dass da ein Bär lauert, dann *soll* man sich vorstellen, da sei ein Bär. Ein solches „Make-Believe-Spiel“ besteht also aus fiktionalen Wahrheiten, die normativen Regeln entsprechen, die vorschreiben<sup>193</sup>, was man sich dabei vorstellen soll.

Repräsentationen sind laut Walton nun Gegenstände, die in einem Make-Believe-Spiel fiktionale Wahrheiten *generieren*.<sup>194</sup> Der Baumstumpf im Spiel der Kinder repräsentiert einen Bären, weil er die fiktionale Wahrheit „Da ist ein Bär“ generiert.<sup>195</sup> Generierung geschieht durch Generierungs-Prinzipien, die oft explizit gegeben sind. In unserem Fall lautet dieses Prinzip „Alle Baumstümpfe sind Bären“. Angewandt auf einen konkreten Baumstumpf folgt die fiktionale Wahrheit „Da ist ein Bär“, und genau das soll man sich dann vorstellen. Repräsentationen treten also zusammen mit Generierungs-Prinzipien auf und schaffen dadurch fiktionale Wahrheiten, die wiederum bestimmte Vorstellungen vorschreiben. Repräsentationen erschaffen fiktionale und normative Vorstellungswelten, könnte man sagen.

Das gilt laut Walton auch für Bilder.<sup>196</sup> Das Bild einer Wassermühle generiert die fiktionale Wahrheit, da sei eine Wassermühle. Es gelten also bestimmte Prinzipien für das Bild, aus denen folgt, dass man sich eine Wassermühle vorstellen soll. Man muss Bilder laut Walton im Zusammenhang von Make-Believe-Spielen verstehen, bei denen ganz bestimmte explizite oder inexplizite Generierungs-Prinzipien gelten. Das Bild schafft bestimmte fiktionale Wahrheiten, die der Betrachter sich dann vorstellen soll. Was auf einem Bild *abgebildet* ist, soll ein Betrachter sich *vorstellen*, kann man zusammengefasst sagen.

---

<sup>193</sup> Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 40, spricht von „prescription“, und definiert es als eine sehr schwache Form davon, etwas vorzuschreiben.

<sup>194</sup> Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 29.

<sup>195</sup> Der Baumstumpf ist laut Walton allerdings keine wirkliche Repräsentation, weil er nicht zu diesem Zweck angefertigt wurde, bzw. nicht anerkanntermaßen diese Aufgabe erfüllen soll. Aber das spielt an dieser Stelle keine Rolle.

<sup>196</sup> Und auch für alle anderen Formen von Repräsentation: Geschichten, Skulpturen, Theater, etc. Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 292 ff.

Auf eine solche Weise, kann in *meinem* Sinne von Bildern sicherlich die *Bezugnahme* eines Bildes entstehen. Gegenstände, die bestimmte Vorstellungen von uns fordern, beziehen sich auf die Dinge, von denen die Vorstellungen handeln. Eine Mahnskulptur, die fordert, man solle sich die Schrecken des Krieges vorstellen, bezieht sich auch auf die Schrecken des Krieges (und steht dafür). Und ein Kunstwerk, das aus einer schwarzen Fläche besteht, bei der man sich vorstellen soll, man sehe in einen Abgrund, bezieht sich auch auf einen Abgrund. Auch Bilder können von uns fordern, dass wir uns bestimmte Gegenstände vorstellen sollen, und sie können sich auf Grund dieser Forderung auf diese Gegenstände beziehen. Bei dem Bild eines Drachen soll man sich vielleicht vorstellen, da sei ein Drache oder man sehe einen Drachen. Das kann der Grund dafür sein, dass sich das Bild auf einen Drachen bezieht und nicht auf etwas anderes. Wenn man sich bei dem gleichen Bild vorstellen sollte, einen Menschen zu sehen, der als Drache verkleidet ist, dann bezieht sich das Bild dadurch auf einen solchen Menschen. Bei manchen Bildern ist der Zusammenhang zwischen Bild und Abgebildeten also durch die Vorstellungen gegeben, die man beim Betrachten haben soll.

Waltons eigene Position geht allerdings weit über diesen Zusammenhang zwischen geforderten Vorstellungen und Bezugnahme eines Bildes hinaus. Nicht nur die Bezugnahme eines Bildes will er erklären, sondern auch den Begriff des Bildes selbst. Ich möchte im Anschluss zeigen, dass dieser Ansatz scheitert.

Laut Walton sind bei Bildern eine ganz spezifische Art von Vorstellungen relevant, nämlich solche, die sich auf die visuelle Wahrnehmung des Betrachters richten. Wer das Bild einer Wassermühle betrachtet, der soll sich nicht nur vorstellen, da sei eine Wassermühle, sondern auch, *er selbst sehe* eine Wassermühle. Das Bild generiert die fiktionale Wahrheit „ich sehe eine Wassermühle“. Bei anderen Repräsentationen, wie bei der Beschreibung einer Wassermühle ist das dagegen nicht der Fall. Wer den Satz liest: „Da ist eine Wassermühle“, der soll sich eine Wassermühle vorstellen, aber nicht unbedingt, dass er sie *sehe*. Der Unterschied zwischen Bildern und anderen Repräsentationen liegt laut Walton also in den unterschiedlichen Vorstellungen, die jeweils von dem Betrachter gefordert werden.

Allerdings gibt es auch sprachliche Ausdrücke, die fiktionale Wahrheiten über die eigene Wahrnehmung generieren können.<sup>197</sup> „Du öffnest das Fenster und siehst eine Wassermühle...“ könnte eine Erzählung beginnen, und den Leser dazu animieren, sich vorzustellen, er *sehe* eine Wassermühle. Was Bilder auszeichnet, so Walton, sei daher nicht die geforderte Vorstellung „ich sehe X“, sondern die Vorstellung „*mein Sehen* ist das Sehen von X“. Man stellt sich vor, *dass das Sehen des Bildes ein Sehen der abgebildeten Dinge sei*. Die fiktionale Wahrheit, die das Bild einer Wassermühle generiert, lautet: „Mein Sehen (des Bildes) ist das Sehen einer Wassermühle“.<sup>198</sup>

Was ist der Unterschied? Wenn man sich vorstellt X zu sehen, dann ist die eigene visuelle Wahrnehmung, die momentan stattfindet, nicht selbst ein Objekt der Vorstellung.<sup>199</sup> Man stellt sich *eine Wahrnehmung von X* vor, aber man stellt sich nicht *die eigene momentane Wahrnehmung als eine Wahrnehmung von X* vor. Man kann sich Dinge vorstellen, die es in Wirklichkeit nicht gibt, und man kann sich Dinge, die es in Wirklichkeit gibt, als Dinge vorstellen, die andere Eigenschaften haben, als in Wirklichkeit. Letzteres tut man z.B., wenn man sich vorstellt, der Papst (den es gibt) sei noch jung (was er nicht ist), oder der Eiffelturm (den es gibt) sei 1000m hoch (was er nicht ist). Auf diese Weise soll man sich laut Walton also von seiner eigenen visuellen Wahrnehmung des Bildes (die es gibt) vorstellen, sie sei die Wahrnehmung von einer Wassermühle (was sie nicht ist). Die Vorstellung richtet sich also auf die eigene *Wahrnehmung*, und nicht etwa auf das *wahrgenommene Objekt*. Der Betrachter stellt sich vor, seine Wahrnehmung des Bildes sei die Wahrnehmung einer Wassermühle, und nicht etwa, das Bild sei eine Wassermühle. Der Unterschied ist ähnlich dem Fall, in dem jemand sein Ohr an eine Muschel hält und sich vorstellt, er höre ein Meeresrauschen. Er hört in Wirklichkeit nur den Wind, aber er stellt sich vor, er höre das Meer. Er stellt sich dann nicht vor, der Wind sei das Meer, sondern das Hören des Windes sei das Hören des Meeres.<sup>200</sup>

---

<sup>197</sup> Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 293.

<sup>198</sup> Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 294.

<sup>199</sup> Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 296.

<sup>200</sup> Howell, *Review Essay: Mimesis As Make-Believe*, S. 422ff., macht jedoch auf ein Problem aufmerksam. Seine Frage lautet, welche Wahrnehmung des Betrachters eigentlich gemeint ist, von der man sich vorstellen soll, sie sei die Wahrnehmung einer Wassermühle. *Die Wahrnehmung eines Bildes auf dem man eine Wassermühle erkennen kann*, dürfte nicht gemeint sein, denn dann hätte man das Bild ja schon als Bild verstanden und bräuchte die Vorstellung nicht mehr. Walton müsste also von einer Wahrnehmung der Bildoberfläche ausgehen, bei der das Bild noch nicht als Bild *von etwas* gesehen wird. Aber eine solche Wahrnehmung kennen wir nicht, und erleben wir auch nicht, wenn wir ein Bilder

Ich glaube, dass wir beim Betrachten vieler Bilder tatsächlich solche Vorstellungen haben. Wenn man nicht allzu starke Ansprüche daran stellt, wie „aktiv“ eine solche Vorstellung sein soll (Walton selbst lässt den Begriff offen), dann stellt man sich bei vielen Bildern vor, man sehe den abgebildeten Gegenstand. Und vielleicht stellt man sich das auch von seiner eigenen momentanen Wahrnehmung vor. Wer ein Landschaftsbild betrachtet, der stellt sich vor, eine wirkliche Landschaft zu betrachten, und er soll sich das auch vorstellen.

Doch Walton geht einen Schritt weiter und behauptet, dass diese Bedingung sowohl notwendig als auch hinreichend für Bilder ist. Dies wäre dann eine Definition von Bildern, die ohne den Begriff von Ähnlichkeit auszukommen scheint, und genau das will Walton auch erreichen. Doch ich glaube, dass dies nicht gelingen kann: Zunächst einmal haben nicht *alle* Bilder die Funktion, dass der Betrachter sich etwas Bestimmtes vorstellen soll. Das Warnschild an einem Bahnübergang fordert nicht dazu auf, sich vorzustellen einen Zug zu sehen. Es ist ja auch nicht so, dass wir uns zuerst einen Zug vorstellen müssen, um dann davor gewarnt zu sein. Es wäre fast die Parodie einer Warnung, wenn das Hunde-Bild an einem Eingangstor uns auffordern würde: „Stelle Dir vor, einen Hund zu sehen, und dann sei davor gewarnt!“.

Häufig soll man sich bei Bildern auch nur *manches* davon vorstellen, was darauf abgebildet ist. In einem medizinischen Lexikon unter dem Eintrag „Niere“ könnte sich die Fotografie einer Niere befinden. Nun mag es zutreffen, dass man sich beim Betrachten der Fotografie vorstellen soll, man sehe *eine Niere*. Aber eine Fotografie von einer Niere bildet immer eine ganz *bestimmte* Niere ab, mit der sie kausal verbunden ist. Z.B. diejenige von Herrn Müller, einem verstorbenen Bäckermeister. Nach Walton scheint nun folgen, dass man sich vorstellen soll, die Niere von Bäckermeister Müller in dem Lexikon zu sehen. Denn genau diese Niere ist abgebildet, und damit sie abgebildet sein kann, muss von dem Bild diese Vorstellung gefordert werden. Aber warum sollte man sich das vorstellen, und wer sollte das fordern? Die Fotografie wird hier so verwendet, dass der Bäckermeister gar keine Rolle spielt, auch wenn in einem kausalen Sinne dessen Niere abgebildet ist. Was durch kausale Informationen abgebildet ist,

---

wahrnehmen. Die Ausgangsbasis für Waltons geforderte Vorstellungen gibt es beim Betrachten von Bildern also gar nicht, könnte man argumentieren.

muss nicht damit zusammenfallen, was man sich in einem Make-Believe-Spiel vorstellen soll.<sup>201</sup>

Zuletzt scheint Walton von einem durchschnittlichen Betrachter auch zu viel zu fordern. Es ist ja nicht ganz leicht, sich die eigene Wahrnehmung als eine andere vorzustellen. Und es erscheint nun ein bisschen unplausibel, dass man solche Vorstellungen immer beim Betrachten von Bildern haben soll. Man kann sich ja auch kaum vorstellen, dass Kinder zu solchen Vorstellungen fähig sind. Insbesondere scheinen solche Vorstellungen auch mehr Zeit zu benötigen, als man zum Verstehen von Bildern braucht. Man muss sich mit einem Objekt *beschäftigen*, damit man es sich als etwas anderes vorstellen kann. Bilder scheint man jedoch auch flüchtig erkennen zu können, z.B. wenn man eine Illustrierte durchblättert. Vorstellungen sind träger als die Wahrnehmung und das Verstehen von Bildern. Man stellt sich nicht bei jedem kurz gesehenen Bild vor, aus einer bestimmten Perspektive auf die abgebildeten Dinge zu schauen.<sup>202</sup>

Waltons Bedingung, dass man sich vorstellen soll, die abgebildeten Dinge zu sehen, ist also nicht notwendig für Bilder. Gleichzeitig ist sie auch nicht hinreichend. Manchmal soll man sich als Betrachter eines Bildes Dinge vorstellen, die nicht darauf abgebildet sind. Man könnte jemandem die Fotografie von einem Safari-Urlaub zeigen und sagen: „Der Löwe ist leider gleich wieder verschwunden, aber du musst ihn dir genau hier vorstellen“. Man ist aufgefordert sich vorzustellen einen Löwen zu sehen, aber der Löwe ist nicht abgebildet. Regeln können ja beliebig festgelegt werden und warum sollte also nicht gelten, dass man sich bei einem Bild die Wahrnehmung eines Löwen vorstellen soll, obwohl da nichts zu sehen ist? Walton hat ein ganz grundsätzliches Problem damit, dass die *Forderung*, sich etwas Bestimmtes vorzustellen (auch von der eigenen Wahrnehmung), ja völlig unabhängig von den Bildern sein kann. In jeder beliebigen Wahrnehmungssituation könnte man fordern, der Betrachter solle

---

<sup>201</sup> Wie im 1. Kapitel gesehen, glaubt Walton allerdings, dass Fotografien zu einer besonderen Art von Bildern gehören, bei denen wir die abgebildeten Dinge tatsächlich *sehen*. Welche Konsequenzen, das für ihre Rolle in Make-Believe-Spielen hat, ist nicht ganz klar, siehe Walton, *Mimesis als Make-Believe*, S. 331 Fußnote. Doch das Beispiel mit der Niere würde ja auch dann funktionieren, wenn es abgemalt und nicht fotografiert wäre.

<sup>202</sup> Ein ähnliches Argument findet sich bei Currie, *Image and Mind*, S. 179ff., hinsichtlich bewegter Kino-Bilder. Wenn man sich bei jedem Schnitt vorstellen müsse, die Dinge aus der jeweiligen Perspektive zu sehen, dann müsste man sich vorstellen, wild in dem Raum herumzuspringen. Currie verwendet dies jedoch nicht als Argument gegen die Notwendigkeit von vorgestellter Wahrnehmung, sondern für einen vorgestellten „neutralen Betrachter“.

sich vorstellen, seine Wahrnehmung sei von etwas ganz anderem.<sup>203</sup> Auch beim Betrachten eines Textes kann so etwas gefordert sein, und der Text könnte das auch selbst vorschreiben. Der Satz „Stelle Dir vor, Deine Wahrnehmung dieser Zeile sei die Wahrnehmung einer Wassermühle“ generiert genau die fiktionale Wahrheit, die laut Walton für ein Bild einer Wassermühle charakteristisch ist. Aber der Text bildet keine Wassermühle ab. Das liegt offenbar nicht daran, dass der Text *die falschen* Vorstellungen fordert, sondern eher, dass er so schlecht dafür geeignet ist, um diese Forderung *einzulösen*. Das stellt auch Walton fest. Es geht also nicht nur darum, dass man sich etwas vorstellen *soll*, sondern der Betrachter muss es sich auch tatsächlich vorstellen *können*. Sich von der Wahrnehmung eines Textes vorzustellen, sie sei die Wahrnehmung einer Wassermühle, ist nicht leicht. Bei einem Bild von einer Wassermühle ist das viel einfacher. Bilder sind also solche Gegenstände, die für bestimmte Vorstellungen über die eigene Wahrnehmung besonders gut *geeignet* sind, so Walton.<sup>204</sup>

Doch mit dieser Wendung verliert Waltons Position einen Großteil ihrer Aussagekraft. Denn woran kann man erkennen, ob eine Wahrnehmung sich gut dafür eignet, um sie sich als die Wahrnehmung von etwas anderem vorzustellen? Nur beim Betrachten von sehr „realistischen“ Bildern kann man das eigentlich behaupten. Das Trompe-l'œil einer Geige eignet sich gut, um sich vorzustellen, man sehe die Geige selbst, weil man zwischen der Wahrnehmung des Bildes und der Wahrnehmung einer Geige kaum unterscheiden kann. Doch alle anderen Bilder eignen sich eigentlich nicht sehr gut, um sich das vorzustellen. Warum sollte sich eine Kinderzeichnung oder ein grobes Mosaik des Kölner Doms gut dafür eignen, um sich vorzustellen man sehe den Kölner Dom selbst? Sind sie dafür nicht viel zu klein, und wäre ein großes Bild nicht besser dafür geeignet, auch wenn es etwas ganz anderes abbildet? Ein assoziativ begabter Mensch könnte außerdem behaupten, Bilder von Blumen eigneten sich viel besser als Strichgesichter, um sich vorzustellen man sehe ein Gesicht. Ist auf dem Bild einer Blume dann ein Gesicht abgebildet?

Bilder sind nicht auf *irgendeine* Weise geeignet, sich die Wahrnehmung bestimmter Dinge vorzustellen, sondern auf eine ganz bestimmte. Und diese scheint mir eben durch

---

<sup>203</sup> Siehe auch Schier, *Deeper into Pictures*, S. 23, der argumentiert, man könne sich vorstellen, die Wahrnehmung von „XY“ sei die Wahrnehmung eines Rosinenkuchens.

<sup>204</sup> Siehe Walton, *Mimesis as Make-Believe*, S. 303.

ein ähnliches Aussehen gegeben zu sein. Genau dann, wenn etwas so ähnlich aussieht wie etwas anderes, ist es in einem bildlichen Sinne gut geeignet, damit sich ein Betrachter vorstellen kann, er sehe diesen anderen Gegenstand. Das Mosaik des Kölner Doms eignet sich gut dafür, um sich vorzustellen, man sehe den Dom (wenn man so will), weil es so ähnlich aussieht wie dieser. Und eine Zeichnung von Donald Duck eignet sich dafür, sich vorzustellen, man sehe eine Ente, weil die Comicfigur hinsichtlich mancher Eigenschaften tatsächlich so ähnlich aussieht wie einer Ente. Das Wort „Wassermühle“ eignet sich dagegen nur schlecht, um sich vorzustellen, man sehe eine Wassermühle, denn es weist keinerlei Ähnlichkeiten damit auf. Waltons Bedingung, dass Bilder für eine ganz bestimmte Art von Vorstellungen gut geeignet sein müssen, lässt sich also auf die Bedingung eines ähnlichen Aussehens zurückführen und setzt diese voraus.

Man könnte weiter fortfahren, mit diesem Überblick über verschiedene Arten von Bezugnahme bei Bildern. Ihre Rolle in der Kommunikation, ihre Eigenschaft kausale Informationen zu tragen, die Möglichkeit ihrer „Identifizierung“ mit dem abgebildeten Gegenstand, und ihre Funktion bestimmte Vorstellungen hervorzurufen, sind nicht die einzigen Möglichkeiten, wie Bilder sich auf das Abgebildete beziehen können. Bezugnahme ist so vielfältig wie Bedeutung, kann man sagen, und die Bedeutung, die Bilder für uns haben, ist mindestens ebenso vielfältig, wie die Bedeutung, die Sprache für uns hat. Ein Überblick darüber, wie sich Bilder auf die abgebildeten Dinge beziehen, wäre ein Überblick über verschiedene „Bilderspiele“<sup>205</sup>, in denen wir sie verwenden, könnte man in Anlehnung an Wittgensteins „Sprachspiele“ sagen.

---

<sup>205</sup> Siehe hierzu auch Scholz, *Bild, Darstellung, Zeichen*, S. 154ff.